© Naturwissenschaftlicher Verein für Kärnten; download unter www.biologiezentrum.at

Abteilung für Landesgeschichte, mittelalterliche und neuzeitliche Numismatik

Leiter: Kustos Dr. Friedrich W. Leitner

A) Bericht der Abteilung für Landesgeschichte

Forschungsvorhaben

Nach wie vor gehört die Erfassung und Aufarbeitung der Inschriften des Mittelalters und der frühen Neuzeit (bis 1650) zu den wissenschaftlichen Hauptaufgaben. Der Inschriftenbestand der Bezirke Wolfsberg und Völkermarkt konnte komplettiert werden. Er liegt nun nahezu vollständig vor und wird als nächster Band der „Kärntner Inschriften" bearbeitet. Es fehlen zur Dokumentierung der umfassenden Landesaufnahme noch die Inschriften der Stadt Klagenfurt und teilweise des Bezirkes Klagenfurt Land. Hier sind neuerlich Aufnahmefahrten ebenso festzuhalten wie eine notwendige Dokumentation und Sicherung der Objekte durch Fotos und Aufnahmeblätter. Der zweite Band der Inschriften des Bundeslandes Kärnten „Der politische Bezirk St. Veit an der Glan" ist nach wie vor in Druckvorbereitung. Auf die ausführlichen Registerarbeiten wurde schon im Bericht 2001 hingewiesen. Diesmal soll an Hand von zwei erläuternden Kapiteln ein Einblick in die Auswertung dieser Quellengruppe epigraphischer Denkmäler des Mittelalters und der frühen Neuzeit gegeben werden.

Historische Grundlagen zum Bezirk St. Veit an der Glan

Die Edition der Inschriften nach politischen Bezirken in Österreich nimmt zwar Bezug auf historisch gewachsene Strukturen, die sich im Laufe der Jahrhunderte herausgebildet haben, deckt aber naturgemäß immer nur besondere Segmente der Landesgeschichte ab. Dazu kommen Städte mittlerer Größe wie Friesach und St. Veit an der Glan, letztere auch als verwaltungsmäßiges Zentrum des Bezirkes, die eigentlich schon mit ihrer reichen Stadtgeschichte den Rahmen eines historischen Überblickes füllen können. Bei der historischen Beurteilung aller Kärntner Bezirke bis um 1650 nimmt der Bezirk St. Veit eine ganz wichtige und für die Landwerdung Kärntens prägende Rolle ein.

Zu dieser Zeit war im südlichsten Teil des heutigen Staatsgebietes bereits eine voll ausgeprägte staatliche Gliederung vorhanden: schon 976 hatte Kaiser Otto II. Kärnten von Bayern getrennt und als selbstständiges Herzogtum im ottonischen Reich eingerichtet[1], das erste Herzogtum auf heutigem österreichischen Boden und das sechste im Reich. Die vorerst landfremden Herzöge des Landes griffen aber auf staatliche Strukturen zurück, die sich zumindest bis in das 2. Jahrhundert v. Chr. zurück verfolgen lassen.

Nun wäre man geneigt, aus dieser frühen Herzogserhebung – das babenbergische Österreich wurde erst 180 Jahre später Herzogtum – eine besondere politische und territoriale Entwicklung des Landes ableiten zu dürfen. Aber geradezu das Gegenteil scheint der Fall gewesen zu sein: Kärnten war kein Stammesherzogtum, fast einhundert Jahre wurde es von landfremden Herzögen verwaltet – sieht man von den bayerischen Herzögen Heinrich I. (ein Liutpoldinger), Heinrich II. dem Zänker (ein Ottone) und Adalbero von Eppenstein (1012–1035)[2] ab. Größere und vor allem wichtige Gebietsteile des Landes kamen an das Erzbistum Salzburg, an die Suffraganbistümer Freising, Brixen und Bamberg, aber auch an bayerisch-fränkische Adelsfamilien[3]. Diese territoriale Zersplitterung verhinderte die Ausbildung eines geschlossenen herzoglichen Territoriums, wie es anderseits den Aufstieg des einheimisch gewordenen Adels zur Herzogswürde und Landesmacht erschwerte. Diese Herzogswürde verblieb erst ab 1077 erblich im Lande, zuerst unter den Eppensteinern, die bis zu ihrem frühen Aussterben 1122 nur noch zwei Herzöge stellten[4], und schließlich den Spanheimern, die bis 1269 das Land regierten[5]. Und wenngleich St. Veit an der Glan herzoglicher Verwaltungsmittelpunkt war und gerne als „Herzogstadt" apostrophiert wird, ist uns außer einer recht bescheidenen „Herzogsburg" nichts überliefert[6], was auf diese mittelalterliche Epoche hinzuweisen vermag: keine landesfürstliche Residenz, keine herzogliche Kirche als Begräbnisstätte für die Kärntner Herzöge (der prächtige romanische Dom zu Gurk war weit entfernt, in einem damals recht abgelegenen und wohl noch nicht durchgehend gerodeten Tal erbaut worden!), keine Gedächtnis- oder Grabdenkmäler der Eppensteiner[7] und Spanheimer[8]. In diesem Zusammenhang ist es bemerkenswert, dass von keinem der Kärntner Herzöge aus den beiden Familien ein Grabdenkmal in Kärnten überliefert ist. Nur von Philipp, dem letzten Spanheimer, Erwählter Erzbischof von Salzburg (1247–1257), Patriarch von Aquileia, Kanzler des Königreichs Böhmen und von 1275 bis 1279 Herzog von Kärnten, ist in der ehemaligen Dominikanerkirche in Krems – wohl im späten 16. Jahrhundert übertüncht und 1966 in fragmentarischen Resten wieder freigelegt – ein gemaltes Grabdenkmal aus der Zeit des letzten Drittels des 13. Jahrhunderts vorhanden[9].

Eine reiche Vergangenheit liegt in diesen fast dreitausend Jahren Kärntner und mitteleuropäischer Geschichte, die sich in allen politischen und kulturellen Akzentuierungen auf eine Kernlandschaft konzentriert, das Zollfeld. Das Zollfeld als eigentliche Herzlandschaft von Kärnten liegt heute am Schnittpunkt dreier großer Völkerfamilien und dreier unterschiedlicher Kulturkreise: der Romanen, der Slawen und der Germanen. Alle drei Kulturen überschichten und durchdringen einander und sind ihrerseits ohne die vorhergehenden Epochen des urgeschichtlichen Menschen, der vorkeltischen Zeit und vor allem der Zeit der Kelten nicht in der heutigen Form denkbar. Kärnten besitzt mit dem Zollfeld eine Landschaft, die seit Jahrtausenden immer dessen religiöse, kulturelle und auch politische Mitte gewesen ist. Geographisch ist es einge-

bettet in das weite Klagenfurter Becken, in das von allen Seiten Tallandschaften einmünden und das von uralten Verkehrswegen durchschnitten und gekreuzt wird. Am Schnittpunkt dieser Wege stand immer eine kulturelle und politische Identität, mit einer zentralen Siedlungsgeschichte in räumlich nur wenig wechselnden Orten: Magdalensberg, Virunum, Karnburg, Maria Saal, St. Veit an der Glan, Klagenfurt.

Gerade diese besondere Lage und die europäischen Verkehrswege in den Donauraum und in den mitteleuropäischen Süden, Westen und Osten lassen das Zollfeld zur Kärntner Schicksalslandschaft werden, in die schon der neolithische Mensch seine Wege gefunden hat. Diese kulturellen und wirtschaftlichen Leitlinien lassen sich auch in vorkeltischer und keltischer Zeit weiterverfolgen und sind teilweise bis heute belegt in einem gut ausgebauten, befestigten Straßennetz der Römer. Die das Zollfeld gleichsam begrenzenden Höhenzüge wurden zu kultischen Plätzen der Ur- und Frühgeschichte: die vier heiligen Berge, auf deren Gipfeln man den Gottheiten geopfert hat, sind bis heute in wesensverwandter Bedeutung geblieben. Der Magdalensberg, früher Helenenberg genannt, war politisches Zentrum eines keltischen Königreiches[10] mit einem fortifikatorisch bestens ausgestatteten oppidum am Gipfel; der südlichere Ulrichsberg[11] wird in der ersten urkundlichen Nennung 983 als „mons Carantanus"[12], als Karantanischer Berg oder Kärntner Berg bezeichnet; die kultische und historische Affinität zu Vergangenheit und Gegenwart finden wir aber auch auf den beiden nördlicheren Bergen, dem Göse- oder Veits- und dem Lorenziberg. Die vorgeschichtlichen Zeugen des Lebens auf diesen vier „heiligen Bergen" sind nicht mehr überall erkennbar, haben aber in der Fortsetzung in christlicher Tradition ihre geheimnisvolle Identität bewahrt. Heute stehen auf jedem der vier Berge christliche Kirchenbauten und auch diese sind miteinander verbunden in einem uralten Brauch: dem Vierbergelauf[13].

Das Zollfeld beschreibt heute die Landschaft des Glantales zwischen St. Donat (Bezirk St. Veit an der Glan) und Annabichl (Stadt Klagenfurt), wird in seiner ursprünglichen Ausdehnung vor allem im Norden wohl auch über das St. Veiter Gebiet bis hin zum Göse- und Lorenziberg gereicht haben. Der Name des Flusses geht auf den keltischen Stamm „Glana"[14], die Klare, die Lautere, zurück und hat sich hier nicht auf die Landschaft des Zollfeldes übertragen. Für die Überlieferung des Namens Zollfeld scheint Maria Saal ein wichtiges Bindeglied: 860 als „ad Carantanam ecclessiam sanctae Mariae"[15] bezeichnet, wird zwischen 1060 und 1064 erstmals „sancta Maria in loco qui dicitur in Zol"[16] verwendet, dem dann kurz darauf eine „Maria in Solio" (Maria auf dem Thron, möglicherweise in Verkennung der ursprünglichen Wortbedeutung „Zol") folgt. Erst um 1280 wird von einem „gericht ze Zol"[17] gesprochen, 1286 erstmals das Wort „Zollfeld" verwendet. Mit „Zol" wurde ursprünglich auch nicht eine Gegend, sondern eine Örtlichkeit bezeichnet, wobei der althochdeutsche Stamm „zol" Baumstrunk bedeutet[18]. Etymologisch gewinnt der Name aber erst in Verbindung mit dem Feld als „Zollfeld" beschreibende Bedeutung: möglicherweise ein Feld, auf dem Laubbäume nur bis in Zollstärke abgeholzt werden durften, eine Erklärung, die in der damaligen Weidewirtschaft ihre Berechtigung finden könnte. Der kultische Bezug zum keltischen Gott Esus[19], der sich in Hainen mit jungen geköpften Laubbäumen niederließ, wäre durch die Anwesenheit der Kelten gegeben. Die Benennung des Zollfeldes, seiner Hügel, einmündenden Gewässer und Flurnamen mit frühgeschichtlichen Wortstämmen lässt auch aus der Etymologie der Worte auf alte Kulturen schließen.

Aber auch der heutige Landesname liegt in der Geschichte des Zollfeldes begründet. Das Gebiet um den „mons Carantanus", zumindest am Karnburger Hügel, hieß im Frühmittelalter Carantana. Der Name „Carantana" hat sich dann wohl auf das gesamte Zollfeld ausgedehnt, wie dies aus analogen Namensgebungen abzuleiten ist. Der Hauptort des slawischen Staates „Karantanien" und der nachfolgenden karolingischen Pfalz „Karnburg" erscheint erstmals 888[20] als „Carenta" bzw. „Caranta" in den Urkunden auf, wird 927 „ad Karantan"[21], die Kirche „s. Petrus in civitate Carantana" bezeichnet. Und hinter dem „mons Carantanus", dem Ulrichsberg, liegt Karnberg. All diesen Namensformen liegt eine frühe indogermanische Wurzel zugrunde: entweder ein vor-indogermanisches „kar"[22] für Fels oder wohl viel wahrscheinlicher ein keltisches „karantos" bzw. „Karantana", was einem Land der Befreundeten entsprechen würde, gemeint ist der „befreundeten Männer". Karanta wäre danach die Befreundete, die Bundesburg. Jedenfalls geht von hier der heutige Landesname Kärnten aus, der wohl auch der älteste unter den heutigen österreichischen Bundesländern ist.

In dieser begünstigten Kulturlandschaft des Zollfeldes siedelte sich der keltische Stamm der Norici an, der dann dem keltischen Königreich Noricum auch den Namen gegeben hat. Als Hauptstadt dieses frühen staatlichen Gebildes im Kärntner Raum wird eine noch nicht lokalisierte Stadt Noreia angegeben, als Hauptgöttin der einheimischen Kelten eine Noreia-Isis, von der sich am äußersten nordwestlichen Rand des Zollfeldes in Hohenstein bei Pulst ein beachtenswertes Noreiaheiligtum nachweisen lässt. Als wichtigste Handelsstadt der Kelten im Regnum Noricum wird die Siedlung auf dem Magdalensberg genannt[23], deren Name – es war sicher nicht das gesuchte Noreia – nicht gesichert ist und in jüngster Zeit mit Alt-Virunum angegeben wird. Jedenfalls folgte dieser wichtigen Wirtschaftsmetropole im norischen Raum in direkter Nachfolge die von den Römern neu errichtete Stadt Virunum auf dem Zollfeld als Handelsort, aber hier nun interessanterweise auch als politischer Mittelpunkt: Virunum wurde zur Hauptstadt der römischen Provinz Noricum, die im Norden bis an die Donau reichte. Die Hauptstadt dieser großen Provinz lag mitten im Zentrum des Zollfeldes, etwas nördlich von Maria

© Landesmuseum für Kärnten; download unter www.biologiezentrum.at

Saal Richtung St. Veit bzw. hinauf den Töltschacher Hügel in Richtung Magdalensberg.

Einer sprachwissenschaftlichen Untersuchung zufolge liegt den vorkeltischen bzw. keltischen Namen Karantana, Noreia, Virunum und auch dem Ortsnamen Pulst bei Hohenstein (Noreia-Isis-Heiligtum) ein etwa gleichlautender Bedeutungsinhalt zugrunde[24]. So wird Noreia vom indogermanischen „ner-" abgeleitet, was Mann bedeutet, Virunum, das häufiger als Orts- und auch Stammesname vorkommt, geht auf ein indogermanisches „vir-" mit der Bedeutung Mann zurück. Und schließlich lässt sich auch Pulst auf ein altslowenisches „Polčišče" zurückführen[25] und wäre mit „Ort der Männer" zu übersetzen. Eigentlich besagen alle Namen etwas Ähnliches wie das vorerwähnte „Carantana", woraus man schließen könnte, dass sich nach Zusammenschluss aller keltischen Stämme in Kärnten als neuer Landesname ein „Carantana" in der Bedeutung eines „Landes der befreundeten Männer" eingebürgert haben könnte.

Das Zollfeld war seit frühgeschichtlichen Zeiten Mittelpunkt und Zentrum einer mitteleuropäischen Landnahme und bevorzugtes Wohngebiet in einer landschaftlichen und klimatischen Gunstlage. Mit dem Zusammenschluss keltischer Stämme, die in das Gebiet dieser mitteleuropäischen Region eingewandert waren, wurde hier ein erstes fassbares staatliches Gebilde gegründet: ein Norisches Königreich - Regnum Noricum. Diesem folgte in „europäischer" Kulturkontinuität mit der Einbindung in das Großreich der Römer die im friedlichen Wege angegliederte römische Provinz Noricum, die in ihrer weitesten Ausdehnung bis an die Donau gereicht hat. Die keltische Metropole am Magdalensberg wurde schließlich zu einem der wichtigsten Wirtschafts- und Handelsplätze der einheimischen Kelten und dann auch der Römer nördlich der Alpen, und es war politisch, historisch und wirtschaftsgeschichtlich fast selbstverständlich, dass die von den Römern neu erbaute Provinzhauptstadt Virunum mitten im Zollfeld, im Herzen dieser uralten Kulturlandschaft, errichtet wurde[26].

Diese geschichtliche, kulturelle und wirtschaftliche Kontinuität haben dann die später hier zugewanderten Völker weiter tradiert, zuerst die im ausgehenden 6. Jahrhundert sich hier ansiedelnden Slawen, die mit der keltoromanischen Bevölkerung eine friedliche Basis des Zusammenlebens gefunden haben. Mit der Kolonisierung dieser wichtigen Region im Südosten des karolingischen Reiches durch die Baiern durchlief dieses Gebiet eine eigenständige Entwicklung vom slawischen und später karolingischen Karantanien zum ersten Herzogtum auf heutigem österreichischen Boden: 976 wurde Kärnten zum selbstständigen Herzogtum erhoben. Und auch die Geschichte dieser frühmittelalterlichen Zeit fand ihren Mittelpunkt im Zollfeld. War vorerst Karnburg Mittelpunkt des Geschehens, so hat sich dieses dann mit der Ausbildung einheimischer Herzogsgeschlechter an den nördlichen Rand des Zollfeldes in die Herzogstadt St. Veit an der Glan verlagert.

Karantanien hatte nach der Eingliederung Bayerns nach 788 zwar noch als slawisches Staatsgebilde weiter bestanden, wurde aber um 799 aus der bayerischen Verwaltung entlassen und als Ostland in Form einer Grenzmark organisiert[27], der ein Präfekt vorangestellt wurde, der ebenfalls der karolingischen Grafschaftsverfassung unterworfen war. Nach der Ablösung der slawischen Fürsten in Karantanien durch fränkisch-bayerische Grafen[28] und der Eingliederung Karantaniens in das fränkische Reich entwickelten sich im Frühmittelalter in Kärnten im Wesentlichen drei Grafschaften: im Westen die Grafschaft Lurn, im Südosten die Grafschaft Jaun und in Mittelkärnten die Grafschaft Friesach[29].

Die politische Bedeutung des Landes im Rahmen der karolingischen Ostpolitik wird in der zweiten Hälfte des 9. Jahrhunderts besonders durch die Tatsache unterstrichen, dass Ludwig der Deutsche seinen machtstrebigen Sohn Karlmann 856 mit der Verwaltung der östlichen Marken betraute[30]. Dessen illegitimer Sohn Arnulf verlagerte das politische Schwergewicht nach Karantanien und Unterpannonien, deren Verwaltung er 876 übernommen hatte, und schuf sich damit nach Einbeziehung Bayerns (880) in seine engere Machtsphäre eine ideale Ausgangsbasis für seine reichspolitischen Pläne. Das „regnum Carentanum" bildet somit den Rückhalt für den Sturz seines Oheims, Karls III., und seine Inthronisation zum ostfränkischen König (887). Als Kaiser Arnulf „von Kärnten"[31] ging er schließlich auch in die Geschichte ein. Auf Grund dieser frühen Förderung vermochte Karantanien auch nach dem Ende des ostfränkischen Reiches seine politische Stärke zu präsentieren, ebenso wie es dann auch in der ottonischen und salischen Reichspolitik keine unbedeutende Rolle zugeteilt erhielt. In den letzten Jahrzehnten der karolingischen Herrschaft konnte sich der bairisch-karantanische Markgraf Liutpold (gest. 907), der selbst ein Verwandter der Mutter Kaiser Arnulfs von Kärnten war, in diesem Raum eine geradezu übermächtige Stellung aufbauen[32]. Mit der Nachfolge seines Sohnes Arnulf von Bayern (907–937), der als „Bagoariorum et Carentanorum dux" apostrophiert wurde, dokumentierte sich jene starke Verbindung mit Bayern[33].

Bedeutsam für die Entwicklung der Grafschaft Friesach war auch der Schenkungsakt Ludwigs des Deutschen im Jahre 860 an das Erzbistum Salzburg. Neben Besitzungen im Lavanttal (St. Andrä), Maria Saal, im Görtschitztal (St. Lorenzen), Drauhofen bei Tainach, Gurnitz, Gebieten bei Treffen (am Treffelsbach St. Ruprecht am Moos bei Villach) und Osterwitz war vor allem der Hof zu Friesach[34] besonders wichtig, vorher so genanntes Königsgut. Neben der Schenkung an deutsche Bistümer (Brixen, Freising, Bamberg und Salzburg) war es dann in erster Linie der Adel, der sich hier durch Gebietsschenkungen ansässig machte und überaus begütert wurde. Für die Geschichte der Grafschaft bzw. auch der näheren Umgebung der heutigen Stadt Friesach wichtig war ein Adeliger namens Zwentibold[35], der neben dem Ort Zeltschach 898 fast das ganze Gurktal (pagus Gurktal 975) und we-

nige Jahre später auch das Metnitztal bekam. Es handelte sich dabei großteils noch um reines Waldgebiet, in dem die Rodungstätigkeit und Besiedelung erst im Anlaufen war. Der in der Schenkung an Zwentibold genannte Hof im Gurktal wird nach Lieding verlegt, welches 975 neuerlich Erwähnung fand, als Kaiser Otto II. der Witwe Imma für Lieding das Markt-, Münz- und Zollrecht verliehen hat[36]. Hier in Lieding sollte nach Immas Wunsch ein erstes Kloster entstehen, welches aber nie verwirklicht wurde.

Nun war diese Imma vermutlich die Großmutter, sicher aber eine nahe Verwandte der Hemma von Friesach, die als Stifterin des Nonnenklosters in Gurk bzw. mit der Schenkung ihrer Güter die Voraussetzung für die Bistumsgründung in Gurk 1072 gelegt hat und besser als Hemma von Gurk bekannt ist, die später selig und erst 1938 heilig gesprochen worden ist. Sie entstammte der bayerischen Aribonenfamilie und war mit Graf Wilhelm II. verheiratet, der Graf von Friesach war und Markgraf im Sanntal[37]. Hemma von Friesach fand in dem von ihr errichteten Nonnenkloster in Gurk ihre erste Grablege und wurde dann nach dem Dombau in der Krypta neu bestattet. Es ist bemerkenswert und auffallend, dass sich von Gräfin Hemma[38], die damals immerhin zum reichsten Adel in Kärnten gehört und durch ihre enge Verwandtschaft mit den bayerischen Liutpoldingern starke Bindungen zu Bayern hatte, überhaupt kein inschriftlicher Hinweis in Gurk überliefert hat, sieht man von den urkundlichen Quellen ab: und auch hier ist ihr Name nur in nachträglich gefälschten Gurker Urkunden genannt, also in keiner Originalurkunde[39].

Zum Grafen Wilhelm II. von Friesach haben sich Originalurkunden erhalten, zur Person der Hemma keine einzige echte Überlieferung und auch kein inschriftlicher Hinweis im Bereich ihrer Grabstätte im Dom. Von der im Jahre 1988 in Kärnten in einer Jubiläumsausstellung[40] gefeierten heiligen Hemma von Gurk, Gräfin von Friesach, sind keine Grab- oder Gedenkinschriften – wie schon erwähnt – überliefert. Die „Hemma-Tafeln" sind von Dompropst Wilhelm Welzer von Eberstein (1487–1518) für den Gurker Kreuzgang in Auftrag gegeben worden, die heute beigefügten Texte der Legende stammen aus der Zeit um 1650.

Die Grafschaft Friesach reichte ursprünglich weit in heutiges steirisches Gebiet und das erste einheimische Herzogsgeschlecht, die Eppensteiner, stammten aus dieser Region. Graf bzw. Markgraf Marchward gilt als ihr Stammvater; er verfügte über reichen Besitz in der Gegend um Judenburg.

Neben der territorialen Besitzausstattung des Herzogtums Kärnten wurde auch die kirchliche Missionierung und damit eng verbunden auch die kulturelle Entwicklung des Landes vom karolingischen Reich aus gefördert. Die von Bischof Virgil von Salzburg (745–784)[41] betriebene Karantanenmission erhielt in Maria Saal ein wichtiges kirchliches Zentrum und vor allem eine besondere Aufwertung mit der Entsendung eines eigenen Chorbischofs nach Kärnten[42]: vor 757 kamen auf Ersuchen des karantanischen Fürsten Cheitmar der Bischof Modestus mit seinen Priestern „Watto, Reginbertus, Cozharius und Latinus"[43], ferner der Diakon Ekihardus und weitere Geistliche ins Land, um die großteils noch heidnischen Alpenslawen zu christianisieren.

Zu den wichtigen Zentren für die Christianisierung, für die vornehmlich von Bayern und Franken aus gesteuerte Siedlungspolitik und die kulturelle Zuwendung zum Westen wurden naturgemäß auch hier im Südosten die Klöster. Die ältesten Klöster Kärntens gehen in das beginnende 11. Jahrhundert zurück und waren Stiftungen bayerischer Adeliger. Aus der Familie der Aribonen kam Graf Hartwig, der bis 980 Gewaltbote in Kärnten war und seit 976 auch Pfalzgraf in Bayern[44]. Seine Tochter Wichburg hat sich mit Graf Otwin vom Pustertal vermählt und das Benediktinerinnenstift St. Georgen am Längsee gestiftet. Damit entstand das erste Kloster in Kärnten in St. Georgen am Längsee: es wurde etwa zwischen 1002 und 1023 begründet[45]. Eine auf diese Gründung Bezug nehmende Stifterinschrift hat sich in diesem Kloster in Form eines kleinen Steintäfelchens erhalten, ist aber nicht zeitgleich mit der Stiftung selbst entstanden, sondern erst etwa zweihundert Jahre später. Die Inschrift auf der Vorderseite wird in die frühe erste Hälfte des 13. Jahrhunderts zu datieren sein[46], auf der Rückseite sind in Hochrelief drei Köpfe dargestellt, wohl das Stifterpaar einerseits, die als erste Äbtissin genannte Tochter andererseits, dazwischen die segnende Hand Gottes.

Ursprünglich befand sich dieser kleine, mit einer Eisenrahmung gefasste Gedenkstein in der Vorhalle beim Südeingang, wo wir eine spätere Stiftergedenkstätte annehmen können. An der Ostwand ist hier ein Wappenstein mit einer der historischen Tradition schon sehr entfernten Stifterinschrift aus dem 17. Jahrhundert eingemauert[47], an der Westwand eine gemalte, bereits stark verschliffene zehnzeilige Stifterinschrift aus der zweiten Hälfte des 17. oder dem beginnenden 18. Jahrhundert. Es hat sich demnach in keinem der frühen Kärntner Klöster (Ossiach, Gurk, Millstatt), aber auch nicht bei den späteren Gründungen, wie St. Paul i. L. (1091), Arnoldstein (1106), Viktring (1142) und Griffen (1236), eine aus der Gründungszeit stammende, originale Stiftungsinschrift erhalten. Von keinem der Kärntner Herzöge aus dem Hause der Spanheimer hat sich im Lande selbst, also auch nicht im Familienkloster St. Paul, ein Grabdenkmal erhalten.

Mit der Begründung des Bistums Gurk im Jahre 1072[48] durch den Salzburger Erzbischof Gebhard erhielt Kärnten ein neues kirchliches Zentrum und Österreich das älteste Bistum nach Salzburg auf heutigem österreichischem Territorium. Der Bau des Domes zu Gurk unter Bischof Roman I. (1131–1167)[49] hat schließlich diese Rolle des neuen Bistums als kirchlicher Mittelpunkt im Herzogtum Kärnten noch entscheidend gefördert, wenngleich das 1131 zugewiesene Diözesangebiet[50] bis zur josefinischen Diözesanreform von 1786 recht klein und

© Landesmuseum für Kärnten; download unter www.biologiezentrum.at

auch die Lage im etwas verkehrsfernen Gurktal aus dieser Sicht sicherlich nicht besonders günstig war. Die Gurker Bischofsliste verzeichnet sehr klangvolle und bekannte Namen, und man dürfte annehmen, dass sich in diesem prächtigen Bauwerk analog zu anderen Bischofskirchen eine große Zahl von bischöflichen Grabdenkmälern erhalten hat. Dass dem aber bei weitem nicht so ist, beweist eine Untersuchung der entsprechenden Inschriften- und Sepulkraldenkmäler bis 1650. Bei einer Zählung von 44 Bischöfen in diesem langen Zeitraum vom ersten Gurker Bischof Günther vom Krappfeld (1072–1090)[51] wurde nur eine äußerst bescheidene Zahl von Inschriftdenkmälern überliefert.

Nach Herzögen aus den Häusern der Liutpoldinger, Salier und Ottonen kam mit den Eppensteinern das erste einheimische Geschlecht auf den Thron des Herzogtumes Kärnten. Nach Unterbrechungen und Besetzung des Amtsherzogtumes mit Herzögen aus dem Reich endete die Linie der Eppensteiner 1122 mit dem Tod Herzog Heinrichs III. von Eppenstein.

Schließlich gelang es dem rheinfränkischen Geschlecht der Spanheimer, die mit Siegfried von Spanheim schon seit dem 11. Jahrhundert im Südostalpenraum aktiv waren, in den Jahren 1122 bis 1269 in Kärnten in achtmaliger Erbfolge das Herzogtum innezuhaben und zum ersten und letzten Mal in Kärnten eine landesfürstliche Residenz in St. Veit aufzubauen. Durch ihre Territorialpolitik in Kärnten, Krain und Friaul untermauerten die Spanheimer ihre bedeutende Stellung in dem heute so genannten Alpen-Adria-Raum, wodurch auch ihre Stellung in der Reichspolitik wuchs. Kirchliche Stützpunkte ihrer Politik waren u. a. die Klöster St. Paul i. L., Rosazzo und Landstraß (Kostanjevica) in Krain. Insbesondere Herzog Bernhard (1202–1256), der den von Herzog Hermann von Spanheim begonnenen Landesausbau fortsetzte, führte das Land im 13. Jahrhundert zu einer wirtschaftlichen und kulturellen Blüte; seine Städtepolitik in Kärnten erlangte historische Dimensionen, seine nach dem Süden gerichtete Verkehrspolitik (Brücken bei Hollenburg und Völkermarkt, Kampf mit Bamberg um jene bei Villach/Wernberg) legten den Grundstein für spätere Entwicklungen.

Zur Stadtgeschichte von Friesach

Das Gebiet von Friesach wurde schon in vorgeschichtlicher Zeit besiedelt, wie dies Funde belegen. Die römische Reichsstraße von Aquileia nach Lauriacum führte über Friesach, und es befand sich im Nahbereich der heutigen Stadt sicher eine Poststation zum Wechseln der Pferde. Während der slawischen Landnahme im späten 6. Jahrhundert haben sich hier Alpenslawen niedergelassen und ihre Anwesenheit durch Flur- und Ortsnamen belegt. Die Flussnamen Metnitz (= Trübenbach) und Olsa (= Erlenbach) deuten darauf hin, aber auch der Ortsname Friesach, der entweder von Breg (= Rain, Ufer) oder Breza (= Birke) abzuleiten ist. Friesach wird 860 erstmals urkundlich erwähnt und zwar im Zusammenhang mit der Schenkung von Königsgut durch König Ludwig den Deutschen am 20. November 860 an das Salzburger Erzstift. Dabei wird ein Hof zu Friesach („ad Friesah") genannt.

Die Politik des Gleichgewichts der Kräfte spielte im deutschen Mittelalter eine große Rolle, die Aufteilung Kärntens unter verschiedene weltliche und geistliche Fürsten liefert eindrucksvolle Beispiele dafür. Zu den in Kärnten begüterten geistlichen Fürsten gehörte seit der Karolingerzeit der Erzbischof von Salzburg. Der königliche Hof Friesach, am rechten Ufer der Metnitz, kam 860 durch Schenkung Ludwigs des Deutschen an Salzburg. Auf dem linken Flussufer wurde bald nach 1016 von Graf Wilhelm II. von Friesach, dem Mann der heiligen Hemma, ein Markt gegründet, der 1072 an das Bistum Gurk fiel, später aber zerstört wurde. Es bestanden also von Anfang an zwei Friesacher Märkte, der salzburgische Markt und der südöstlich davon gelegene Gurker Markt, der ursprünglich im Besitz der Gräfin Hemma von Friesach und ihres Gatten Wilhelm von Friesach-Zeltschach war. Für diesen Markt gibt es Marktrechtsprivilegien von Kaiser Heinrich II. aus dem Jahre 1016, bestätigt von Konrad II. Diese Marktsiedlung gelangte mit den Schenkungen der Gräfin Hemma an das 1072 errichtete Bistum Gurk. Die Grenze zwischen dem nördlichen Salzburger und dem südlichen Gurker Markt verlief vom Petersberg über den Hauptplatz nach Süden.

Dafür legte Erzbischof Konrad I. zwischen 1124 und 1130 einen neuen Markt unter dem Petersberg an, das heutige Friesach, dessen nördlicher Teil zu Salzburg und dessen südlicher zum Bistum Gurk gehörte. Erzbischof Konrad II. (1177–1183) brachte schließlich beide Märkte an sich, die vereinigt und 1155 zur Stadt erhoben wurden. 1215 wird Friesach erstmals als „civitas" (= Stadt) genannt und ist damit die älteste Stadt Kärntens. Friesach war damals Kärntens bedeutendste Stadt, aber auch neben Salzburg die wichtigste städtische Position des Erzstiftes, in der auch der salzburgische Vizedom sowie der Archidiakon von Unterkärnten residierten. Im Rezess von 1535 wurden Friesach und die übrigen salzburgischen Besitzungen der Landeshoheit unterstellt, im Jahre 1803 wurden sie säkularisiert[52].

Zwischen 860 und 927 wurde die erste Kirchenanlage am Petersberg errichtet, unter Erzbischof Gebhard (1060–1088) der erste Burgfried auf dem Petersberg gebaut. Der heute noch bestehende mächtige romanische Bergfried als Wohnturm geht auf Erzbischof Konrad I. zurück. Mit der Schenkung von 860 gelangte noch weiterer Besitz an Salzburg: Kaiser Otto I. verlieh Salzburg zusätzlich noch den königlichen Hof am Krappfeld, Althofen. Salzburgisch waren auch die an der von Althofen ausgehenden Eisenstraße liegenden Märkte Hüttenberg und Guttaring. Die 1016 noch ausdrücklich genannte Grafschaft Friesach reichte damals im Süden noch bis in das Krappfeld.

Unter Erzbischof Eberhard II. wurde Friesach zum wichtigsten kirchlichen Zentrum südlich der Alpen und über-

© Landesmuseum für Kärnten; download unter www.biologiezentrum.at

nahm die Funktion einer temporären Nebenresidenz. Für die kirchliche Bedeutung der Stadt waren auch die vielen Klostergründungen ausschlaggebend. Parallel zum Aufstieg als überregionales Verwaltungszentrum etablierte sich hier der Sitz des salzburgischen Vizedomamtes seit der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts, das für die salzburgischen Besitzungen südlich der Tauern zuständig war. Seit dem Frühmittelalter war Friesach ein ganz wichtiges Handelszentrum mit einer einträglichen Mautstätte und auch einer großen jüdischen Gemeinde.

Stadtgeschichtlich und auch kirchengeschichtlich war Friesach vor allem im 13. Jahrhundert ein besonders herausragendes Beispiel in Mitteleuropa: 1121 wurde das Magdalenenspital errichtet, 1203 ließ sich der Deutsche Ritter-Orden in Friesach nieder, erhielt als erste Bleibe das Magdalenenspital (Hospiz Maria Magdalena) und übersiedelte 1275 an die Stelle der heutigen Deutsch-Ordenskirche. Hier unterhält der Deutsche Orden mit großem Erfolg ein Spital und hat so die mittelalterliche Tradition bis in die Gegenwart herüber gerettet. Noch im 12. Jahrhundert war „im Sack" ein Kloster entstanden, zusammen mit der Heiligenblutkirche, die heute noch besteht. Das Kloster selbst, später von Zisterzienserinnen[53] betreut, ist heute nicht mehr vorhanden. Erzbischof Eberhard II. (1200–1246) hat die Propstei Virgilienberg begründet[54]. Das Kollegiatkapitel ist 1582 abgebrannt und besteht heute nicht mehr. Die Kirchenanlage präsentiert sich nur mehr als Ruine. Ein weiteres Kollegiatkapitel wurde mit der zwischen 1144 und 1167 errichteten Kirche St. Bartholomäus[55], heute die Stadtpfarrkirche, verbunden. Dazu kam, dass sich schon 1217 der kurz zuvor in Rom gegründete Dominikanerorden in Friesach niederließ und hier seine erste Station auf deutschem Boden eingerichtet hat. Der Neubau des Dominikanerklosters nach 1250 erbrachte die schönste gotische Hallenkirche Österreichs, lag damals noch außerhalb der Stadtmauern und ist heute Teil des kulturellen Angebotes der Stadt Friesach. Das von Ulrich von Liechtenstein beschriebene „Friesacher Turnier" 1227 scheint wohl eher dichterische Fiktion und Wunschdenken als historische Realität gewesen zu sein. Wichtig war das salzburgische Münzregal für Friesach, und die Friesacher Pfennige der Blütezeit unter Erzbischof Eberhard II. waren eine über Österreich weit hinausreichende Leitwährung. Die Burg Lavant wurde Sitz der Bischöfe des gleichnamigen Bistums, die Burg Geyersberg war in der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Geschichte der Stadt wohl der Sitz der salzburgischen Hauptleute und Wohnsitz der salzburgischen Vizedome. Vinzenz von Straßburg war von 1401 bis 1411[56] herzoglicher Vizedom in Kärnten. Er hat das herzogliche Vizedomamt Ende 1411 oder Anfang 1412 aufgegeben, denn schon am 8. April 1412 revisiert er dem Salzburger Erzbischof Eberhard III. von Neuhaus (1403/06–1427) hinsichtlich der Übertragung des salzburgischen Vizedomamtes in Friesach mit dem Sitz auf der Feste Geyersberg[57]. Bis 1425 ist er dann in diesem Amt urkundlich nachweisbar[58]. Er war der Stifter der Malerei in der Annakapelle.

Friesach war um die Mitte des 13. Jahrhunderts „das bedeutendste kirchliche Zentrum Österreichs südlich der Alpen"[59] und es lassen sich folgende Kirchen und Stiftungen festhalten: Deutscher Orden (1203), Dominikaner (1217 bzw. ab 1255 im Neukloster), Propstei St. Bartholomäus (1187) und Propstei Virgilienberg (nach 1232), Zisterzienserinnenkloster im Sack (nach 1260), Augustinerinnenkloster (nach 1323), Residenz der Lavanter Bischöfe (gegründet 1228), St. Maria Magdalena und St. Mauriz, Kirche St. Peter auf dem Petersberg, Spitalkirche in der Herrengasse, Kirche St. Johannes der Täufer in der Neumarkter Vorstadt (hier befand sich ursprünglich die Friesacher Synagoge), Virgilkapelle im Fürstenhof, Rupertikapelle am Petersberg, Annakapelle auf der Burg Geyersberg.

Die Herzogstadt St. Veit an der Glan

Die Entstehung der Städte im Mittelalter hing wesentlich von den politischen und wirtschaftlichen Gegebenheiten ab, aber auch im Besonderen vom Machtstreben der Landesfürsten und ihrer Hausmachtpolitik. Ein gutes Beispiel ist hier die Stadt St. Veit an der Glan, die sich in der Herzlandschaft Kärntens, nördlich des Zollfeldes und damit der antiken Stadt Virunum, entwickelt hat. Die günstige Verkehrslage hat schon früh eine Siedlung in diesem Raum entstehen lassen, und es war wohl noch unter den Bamberger Bischöfen, als hier dann auch im 11. Jahrhundert eine dem heiligen Vitus geweihte Kirche errichtet wurde[60]. Der rege Handel führte zur Marktgründung, der urkundlich erstmals am 31. März 1199 – in foro apud sanctum Vitum – genannt wird[61]. Zu dieser Zeit war der Markt bereits seit Jahren im Besitz der Kärntner Herzöge aus dem Haus der Spanheimer und entwickelte sich in der Folge zum eigentlichen Herrschaftsmittelpunkt in Kärnten. Schon 1174 hat Herzog Hermann hier einen Gerichtstag abgehalten[62]. Unter Herzog Ulrich II. (1181–1202) war St. Veit bereits Residenz des Herzogs, und unter seinem Bruder und Nachfolger, Herzog Bernhard (1202–1256), wurde die Stadt mit einer festen Mauer umgeben. Diese hat 1228[63] bereits bestanden und war eine der wesentlichsten Voraussetzungen für die in dieser Zeit erfolgte Erhebung zur Stadt.

Unter Herzog Bernhard wurde St. Veit zu einem höfischen Mittelpunkt, vergleichbar den anderen Fürsten im Reich und ausgestattet mit allen notwendigen herzoglichen Ämtern, Schreibern, Kanzleien und höfischen Funktionen. Die Grafen von Spanheim stammten aus der Rheinpfalz und gehörten zu den königs- und kaisertreuen Geschlechtern des 12. und 13. Jahrhunderts, die für ihre Loyalität mit Gütern und Gebieten belehnt wurden. Die verwandtschaftliche Verbindung mit den Eppensteinern (Engelbert I. v. Spanheim ∞ Hedwig von Eppenstein) hat den Spanheimern die Erwerbung der Kärntner Herzogswürde wesentlich erleichtert, die sie dann über eineinhalb Jahrhunderte lang (1122–1269) innehaben sollten. Her-

Landesmuseum für Kärnten; download unter www.biologiezentrum.at

zog Bernhard (1202–1256) gelang es, die Macht der auf Kärntner Gebiet begüterten Bistümer politisch und wirtschaftlich einigermaßen einzuschränken, ohne aber einen wirklichen Durchbruch zu einem einheitlichen und geschlossenen Herrschaftsgebiet erreichen zu können[64]. Während seiner Regierungszeit entfaltete sich aber in der „Herzogstadt" St. Veit eine mittelalterliche Hofhaltung mit ritterlichem Glanz.

Die Herren von Kraig erhielten 1236 das Truchsessenamt[65], die Osterwitzer übten seit 1209 das Schenkenamt[66] aus, und die Herren auf Karlsberg waren Marschalle des Herzogs (seit 1245)[67]. Im 14. Jahrhundert waren dies die Herren von Aufenstein, von denen nicht nur Inschriftendenkmäler, sondern auch das 1323 gestiftete Klarissinnenkloster, von dem heute noch die Klosterkirche „Unsere liebe Frau" erhalten ist[68], überliefert sind.

Die Hofhaltung der Spanheimer in St. Veit fand auch im höfischen und literarischen Geschehen der Zeit ihren Niederschlag. Der Minnesänger Ulrich von Liechtenstein hat sich hier aufgehalten und nicht nur Turniere organisiert, wie er sie in seinem „Frauendienst" beschreibt, sondern in seine „Venusfahrt" auch St. Veit miteinbezogen[69], wo er am 24. Mai 1227 eintraf und sich in Kampfspielen mit zahlreichen Rittern der näheren Umgebung (Freiberg, Nußberg, Frauenstein, Karlsberg, Himmelberg) gemessen hat. Auch Walther von der Vogelweide hat sich am Hofe Herzog Bernhards aufgehalten und diesen als „mildtätigen Fürsten" gelobt[70]. Der aus St. Veit gebürtige Minnesänger Heinrich von dem Türlin schuf das umfangreiche Epos „Aller Abenteuer Krone"[71]. Auch Ulrich von dem Türlin war als Minnesänger tätig und gehörte derselben Familie an. Der Herzogshof war das Zentrum des politischen und höfischen Lebens dieser Zeit in Kärnten und Mittelpunkt des Kärntner Adels. Zahlreiche Burgen und Schlösser rund um St. Veit, viele heute nur mehr als Ruinen erhalten, bezeugen dies in eindrucksvoller Weise[72].

Der Herzog hat auch in St. Veit die Landtaidinge abgehalten, und nahezu die Hälfte der von ihm erhaltenen Urkunden wurden hier ausgestellt. Nach dem Beispiel der salzburgischen Münzprägestelle in Friesach wurde auch in St. Veit eine Prägestätte eingerichtet[73], wo nach dem Muster der Friesacher Pfennige die herzoglichen Spanheimer Münzen geschlagen wurden. Die schon erwähnte Stadtmauer entstand ebenfalls während der Regentschaft dieses Herzogs.

Über die herzogliche Burg in St. Veit erfahren wir nur wenig. Sie wird urkundlich erstmals 1252 genannt[74]. Ihre erste Baugeschichte reicht zurück bis in das 12. Jahrhundert[75] und könnte auf eines der Kastelle zurückgehen, welches der Bamberger Eberhard II. 1147 vom Markgrafen Engelbert von Istrien, dem Bruder des Herzogs Ulrich I. von Spanheim, mit dem Hofe zu St. Veit wieder gekauft hatte. Herzog Hermann (1161–1181) brachte schließlich St. Veit wieder in seinen Besitz, und er hat hier nachweislich bereits 1174 einen Gerichtstag abgehalten[76]. Das Bestehen einer Residenz mit einer herzoglichen Burg ist schon früh nachweisbar: so haben Herzog Ulrich II. (1181–1202) und sein Bruder und Nachfolger Bernhard (1202–1256) im Jahre 1199 die Untertanen des Klosters St. Georgen zu Leistungen angehalten, die für den herzoglichen Stall und die herzogliche Küche in St. Veit bestimmt waren[77]. Zumindest bestand aber zu dieser herzoglichen Residenz von 1199 in St. Veit schon im 12. Jahrhundert auch eine Feste, die von den Herzogen benützt wurde. Schon 1181 und 1192 wird die Burg Freiberg als Sitz Herzog Ulrichs II. benannt und auch noch 1256 unter den herzoglichen „Hauptschlössern" erwähnt[78].

Im Jahre 1293 haben salzburgische Truppen die Ringmauer zerstört und wir erfahren über die notwendigen Reparaturkosten für Herzog Meinhard vom 19. August 1293, dass dafür – „ad opus structurae domus domini" – 28½ Mark ausgegeben worden sind[79]. Es ist bemerkenswert, dass hier eher von einem domus im Sinne eines Palastes als von einem castrum die Rede ist.

Es ist eine besondere und bemerkenswerte Konstellation, die unter Herzog Bernhard die spätere Landesgeschichte entscheidend beeinflusst hat. Von seiner Herzogstadt St. Veit aus hat er das seit etwa 1181 bestehende Alt-Klagenfurt, welches unter Herzog Hermann von Spanheim am Nordrand der heutigen Stadt im Bereich des Spitalberges begründet wurde und das um 1193/1199 urkundlich erstmals als „forum Chlagenuurt"[80] erwähnt wird, neu gegründet bzw. an die Stelle des heutigen Alten Platzes verlegt. Diese Neugründung am Südrand des Zollfeldes, gelegen am Wörthersee und in einer zentralen Straßenverbindung nach West und Ost, aber auch nach dem Süden über den Loibl und dem Norden nach dem Donauraum, hat dann zu Beginn der Neuzeit St. Veit als Landeshauptstadt abgelöst und damit auch die Bedeutung der Herzogstadt wesentlich gemindert, die vor und unter Herzog Bernhard durchaus die Chance gehabt hätte, ein bleibender Mittelpunkt des Landes werden zu können. Aber schon der starke Besitzanteil des Salzburger Erzstiftes gerade in der Grafschaft Friesach und die Besitzausstattung der Familie der heiligen Hemma von Gurk haben frühzeitig die Weichen anders gestellt. Die Entscheidung, den Gurker Dom im Gurktal zu errichten, ist aus heutiger Sicht schwer nachvollziehbar. Ein Bau dieses prächtigen romanischen Bauwerkes in Friesach oder in St. Veit hätte mit Sicherheit die Entwicklung der beiden Städte wesentlich beeinflusst. Bei St. Veit darf man wohl die Vermutung aussprechen, dass ein Dombau in der Herzogstadt einerseits zur Festigung der „Landeshauptstadt St. Veit" geführt hätte, andererseits den Kärntner Herzögen damit aber auch eine entsprechend würdige Grablege zur Verfügung gestanden hätte. Allein dass der Gurker Dom heute nur mehr als Pfarrkirche mit dem Suffix „und ehemalige Domkirche" angeführt wird[81], spricht für den Bedeutungsverlust der Gurker Domanlage. Auch die Geschichte der Gurker Diözese war letztlich von der Schenkungspolitik der Gräfin Hemma von Friesach geprägt worden und fand in der Auseinan-

dersetzung mit dem Erzbistum Salzburg hinsichtlich der Reichsunmittelbarkeit und Selbstständigkeit des Suffraganbistums Gurk gegenüber dem Metropoliten in Salzburg[82] einen besonderen Akzent.

Mit dem Sohn und Nachfolger Bernhards, Herzog Ulrich III., sind die Spanheimer ausgestorben, und die kurze Regentschaft von Philipp von Spanheim als Kärntner Herzog, der ein Bruder Ulrichs III. war, blieb bloß eine kurze und marginale historische Episode. Auf Grund des Testaments von Herzog Ulrich III. wurde dessen Onkel, König Ottokar II. Přemysl von Böhmen, Kärntner Herzog, und er hat erstmals die österreichischen Länder aus dem babenbergischen Herrschaftsbereich vereinigt. Nach der Niederlage 1278 in der Schlacht bei Dürnkrut gegen König Rudolf von Habsburg, bei der er auch seinen Tod fand, gelangte das Herzogtum Kärnten 1286 an das Haus Görz-Tirol, bei dem es bis 1335 verblieb. 1335 wurde Kärnten habsburgisch, St. Veit verlor schon damals seine vorrangige Stellung als herzogliche Residenz und Kärnten hatte in der Folge während der ganzen habsburgischen Herrschaft bis 1918 keine Residenz mehr im Lande.

St. Veit wurde 1497 von einem verheerenden Brand weitgehend eingeäschert und König Maximilian hat seinen Pfleger von Osterwitz, Ulrich von Ernau, und die St. Veiter Bürger Christoph Sueß, Hans Gleismüllner und einen gewissen Swinghammer zu Baumeistern für den Wiederaufbau der Stadtwehr und andere notwendige Bauten ernannt. Simon Krell, Pfleger zu Oberdrauburg und Falkenstein, erhielt dabei den Auftrag, zum „bau der wer, statmauer, tore und türme" in St. Veit von den Einkünften des Aufschlages im Kanaltal 5000 Pfund Pfennig bereitzustellen[83]. Dabei dürfte die ehemalige Burg nicht wiederhergestellt worden sein: am 31. Mai 1499 hat der Kärntner Vizedom, Jörg Waldenburger, sein Haus dem Kaiser als Wohnstätte zur Verfügung gestellt, ein Hinweis, dass die herzogliche Burg nicht mehr bewohnbar war.

St. Veit war durch fast vier Jahrhunderte der Hauptumschlagplatz für Eisen und Eisenwaren und erwarb sich damit den Ruf der „Eisenhandelsmetropole" des Landes. Der privilegierte Eisenhandel war das Ergebnis eines Privilegs für das „Stapel- oder Niederlagsrecht", welches Herzog Wilhelm am 12. Dezember 1399 der Stadt verliehen hat[84]. Auf Grund dieses Rechtes wurden die Handelsleute angehalten, das Roh- oder Schmiedeeisen an der mit dem Stapelrecht ausgestatteten Stadt St. Veit niederzulegen, zu „stapeln", und hier den Bürgern zum Verkauf anzubieten. Diese Eisenwaren mussten aber in einer bestimmten Frist verkauft werden, und erst wenn der Verkauf nicht erfolgreich war, durften die Händler weiterziehen. Die St. Veiter Bürger konnten aus der verbindlichen Festsetzung des Übernahmepreises ihre Gewinne erzielen, und so hat der Eisenhandel nicht nur das Gewerbe und den Handel in der Stadt wesentlich gefördert, sondern es bildete sich eine immer reicher werdende Bürgerschaft heraus.

Mit diesem Niederlagsrecht kam St. Veit in Konfrontation mit dem salzburgischen Markt Althofen. Beide Orte bezogen das Roheisen aus der Bergbauregion Hüttenberg-Lölling-Mosinz. Dieses Gebiet war aber schon seit 860 durch einen Schenkungsakt von König Ludwig dem Deutschen an den Salzburger Erzbischof Adalwin gekommen[85]. Unter den Salzburger Erzbischöfen Friedrich II. von Walchen und Konrad IV. von Fohnsdorf, letzterer hat den Markt Althofen 1308 befestigen lassen, musste das Eisen aus Hüttenberg, Lölling und Mosinz in Althofen niedergelegt und abgewogen werden, sowohl das Roheisen wie auch das geschlagene Eisen. Es entstand daraus ein Niederlagsrecht, bestätigt durch Erzbischof Pilgrim II. von Puchheim im Jahre 1382, womit das Stapel- und Umschlagplatzrecht des Marktes älter war als das von St. Veit. Es kam daher in der Folge zwischen Althofen und der herzoglichen Stadt St. Veit zu einer lang andauernden „Eisenfehde", zu ständigen Streitigkeiten um das Stapelrecht, die erst 1511 durch das kaiserliche Kammergericht zu Wiener Neustadt endgültig zugunsten von St. Veit entschieden wurden[86].

Der Handel mit dem Eisen hat den St. Veiter Handelsherren gute Einnahmen erbracht und zeigt sich heute noch in den stattlichen Bürgerhäusern der Stadt. Zu den wichtigsten Familien gehörten die Christallnigg, die Zenegg aus Malborghet, die Stannacher, Findenigg, Hendl, Preis u. a. Diese Handelsfamilien mit ihren sozialen Strukturen fanden ihre Anerkennung auch in einer Standeserhebung. So wurden wohlhabende Bürger in den Adelsstand erhoben, wie etwa die Brüder Benedikt, Peter, Andrä und Hans Talmann, Matthias von Thalheim, Sebastian Gassarister von Pfeilheim u. a. Gleichzeitig aber rekrutierten sich aus dieser gehobenen Patrizierschicht die Würdenträger der Stadt; vornehme Bürger erhielten die Ämter des Stadtrichters und Bürgermeisters[87].

Mit dem allmählichen Stilllegen der Eisenerzproduktion im Bezirk St. Veit hat dann auch die Stadt St. Veit weitgehend ihren wirtschaftlichen Niedergang gefunden. Nach den napoleonischen Kriegen hat dann vor allem der große Brand vom 10. Juni 1829 den Rückschritt der einstigen Herzogstadt zu einer kleinen Provinz- bzw. Bezirksstadt bewirkt. Mit dem Verlust des städtischen Glanzes im 19. Jahrhundert war auch das allmähliche Ende der Bedeutung der Gewerkengeschlechter gegeben, die heute zumeist ganz ausgestorben sind.

Hochosterwitz

Die auf einem weithin sichtbaren Triasfelskegel errichtete Burg Hochosterwitz ist ein markantes Wahrzeichen von Kärnten, gehört aber auch zu den imposantesten Burgen Österreichs. Der Burgfelsen war schon während der frühen Bronzezeit besiedelt. Urkundlich wird der Felsen erstmals 860 als „Astaruuiza"[88] – der Name leitet sich vom slowenischen Ostrovica = Scharfenberg[89] ab – erwähnt. Im Mittelalter wurde die Burg als „Osterwitz" bezeichnet und die heute übliche Bezeichnung „Hochosterwitz" hat

sich erst im 17. Jahrhundert zur Unterscheidung vom neu erbauten Schloss „Niederosterwitz" eingebürgert. Schon 860 gelangte der Burgberg mit der näheren Umgebung in den Besitz des Erzstiftes Salzburg und blieb bis in die Mitte des 12. Jahrhunderts auch salzburgischer Besitz[90]. Wohl schon seit Beginn des 12. Jahrhunderts werden dann die Osterwitzer als Lehensnehmer genannt[91], zunächst noch dem Erzstift Salzburg verpflichtet. Unter Herzog Bernhard von Spanheim erscheinen sie erstmals (1209) auch als „pincerna"[92], also als Mundschenken, am herzoglichen Hof zu St. Veit. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts dürfte Hochosterwitz bereits landesfürstliches Lehen geworden sein, denn die Schenken von Osterwitz werden ab dieser Zeit als „ministeriales nostri" bezeichnet[93]. Erst 1478 endet die Besitzgeschichte der Schenken von Hochosterwitz[94]. Hochosterwitz war als kaiserliches Lehen in den nächsten Jahrzehnten an Kärntner Adelige verliehen: so 1487 an Peter Schweinshaupt, 1492 an den Kärntner Erbmarschall Lasla Prager und 1501 an Ulrich von Weißpriach. Hochosterwitz kam an den Gurker Bischof Matthäus Lang von Wellenburg, der 1509 Umbauten vornehmen ließ. 1541 wurde die Herrschaft mit der Feste an Christoph Khevenhüller verpfändet[95]. Seit diesem Jahr ist die Burg Hochosterwitz ununterbrochen im Besitz der Familie der Khevenhüller, nachdem der Kärntner Landeshauptmann und Geheime Rat Erzherzog Karls, Georg Khevenhüller, die Burg und Herrschaft 1571 gekauft hatte[96]. Er ließ die Burganlage mit neuzeitlichen Festungsbauten und Bastionen ausbauen, möglicherweise vom italienischen Baumeister Domenico dell'Allio, der auch in Klagenfurt und auf der Straßburg tätig war. 1586 war die Burg in der heutigen Gestalt fertiggestellt und bietet durch zahlreiche Steininschriften und Baudenkmäler eine wichtige Fundgrube für die neuzeitliche Epigraphik und Inschriftenpaläographie. Viele der Texte sind Bibelsprüche, aber auch renaissancezeitliche Überlieferungen sind in diese Vielzahl an Inschriften eingeflossen.

Gurk und Straßburg

Gurk ist heute Marktgemeinde und durch seine romanische Domkirche und sein Domstift mit den barocken Stiftsanlagen weithin berühmt. Im Gebiet Kärntens nördlich der Drau, das seit 811 in kirchlicher Hinsicht der Erzdiözese Salzburg unterstand, gründete Erzbischof Gebhard von Salzburg im Jahre 1072 ein Bistum mit dem Sitz in Gurk. Schon 864 ist urkundlich[97] ein salzburgischer Hof Gurk im Gurktal erwähnt. Kaiser Arnulf von Kärnten hat dann 898 den edlen Zwentibold, der ein enger Vorfahre der späteren Gräfin Hemma von Friesach war, mit reichem Besitz im Gurktal ausgestattet, wobei als Zentrum dieser Güter die Gegend von Lieding/Straßburg angesehen wird. Denn Kaiser Otto II. hatte 975 ein in Lieding bestehendes Nonnenkloster in einem Privileg für eine Gräfin Imma angeführt[98]. Über dieses Kloster ist weiter nichts bekannt, wohl aber über das von Gräfin Hemma, einer Nachfahrin der vorgenannten Imma, zwischen 1043 und 1045 in Gurk neu gegründete Nonnenkloster. 1072 kam es dann durch Erzbischof Gebhard von Salzburg zur Gründung eines neuen Bistums in Gurk[99]. Zu seiner Ausstattung verwendete er die salzburgischen Besitzungen im Gurktal (die spätere Herrschaft Straßburg) und die Güter des aufgehobenen, einst von Gräfin Hemma, der Landespatronin von Kärnten, gestifteten Frauenklosters in Gurk.

Das neue Bistum war in Bezug auf Besetzung und Reichsunmittelbarkeit dem Erzbistum Salzburg unterworfen, erhielt erst 1124 ein Domkapitel nach der Regel der Augustiner-Chorherren und 1131 einen kleinen Diözesansprengel (Gurk- und Metnitztal sowie die Sonnseite des Glantales). Es folgten lange Kämpfe zwischen Gurk und Salzburg um die Reichsunmittelbarkeit und freie Bischofswahl, die 1232 durch einen Ausgleich beendet werden konnten, der dem Gurker Kapitel das Recht einräumte, aus dem Dreiervorschlag des Erzbischofs einen Bischof zu wählen. In der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts wurde die eigentliche Bischofsresidenz nach Straßburg verlegt. Bei der Einsetzung der Gurker Bischöfe haben sich im Hoch- und Spätmittelalter sowohl die Päpste wie auch die habsburgischen Landesfürsten oft über diese Bestimmung aus dem Jahre 1232 hinweggesetzt und das Besetzungsrecht beansprucht. Der Wiener Rezess von 1535 beseitigte die Rechtsunklarheit[100]: Bei Sedisvakanz des Bistums sollte fortan der Landesfürst je zweimal und der Erzbischof von Salzburg das dritte Mal jeweils das Besetzungsrecht ausüben, wobei es bis zum Ende der Habsburgermonarchie blieb. 1460 erhielten die Gurker Bischöfe die Reichsfürstenwürde, aber ohne Reichsunmittelbarkeit. Mit der Erwerbung des Millstätter Distriktes (1774) nach der Aufhebung des Jesuitenordens erfuhr das Bistum seine erste größere Gebietserweiterung. Durch die Diözesanregulierung unter Kaiser Joseph II. wurde der bisherige Salzburger Anteil an Kärnten, ausgenommen die südöstliche Ecke des Landes und das Lavanttal, dem Bistum Gurk einverleibt und dessen Sitz 1788 nach Klagenfurt verlegt. 1859 fiel auch das Lavanttal an Gurk, so dass sich sein Sprengel seitdem mit den Landesgrenzen deckte. So ist Gurk zum Landesbistum von Kärnten geworden[101].

Der Ort Straßburg geht schon auf die ersten Schenkungen von Königsgut in dieser Gegend zurück und wurde salzburgischer Besitz. Der Name „Strazburch" scheint urkundlich erstmals 1147 auf. Mit dem Ausbau der Stadt und der Befestigungsanlagen hatte sichtlich der Gurker Bischof Walther von Vatz zu tun, von dem sich an der westseitigen Stadtmauer ein Nischenporträt aus der Zeit um 1210–1213 erhalten hat. Straßburg erhielt wohl schon im 13. Jahrhundert das Marktrecht, wird 1346 als Stadt genannt, 1375 und 1382 als oppidum. 1402 wurde schließlich das Stadtrecht bestätigt. Das Ortsbild wird beherrscht von der hochgelegenen ehem. Bischofsburg (12. bis 18. Jahrhundert); die keilförmig von ihr ausgehenden, zum Teil erhaltenen Stadtmauern (13.–16. Jahr-

hundert) umfassen das zwischen der Burg und der Gurk gelegene Städtchen. Nur wenige der Gurker Bischöfe wurden im Gurker Dom begraben. Vergleichbar mehr Grabdenkmale haben sich in der ehemaligen Propstei- und Pfarrkirche St. Nikolaus in Straßburg erhalten.

Der Dom zu Gurk

Die Gurker Domkirche, heute Pfarrkirche Mariae Himmelfahrt, gehört zu den besten Beispielen der romanischen Kirchenbaukunst in Österreich, hat aber auch als gotisches und dann barockes Kunstdenkmal überaus Reichhaltiges zu bieten. Der Steinquaderbau aus romanischer Zeit besticht von außen und innen und zeigt noch die ursprüngliche Pfeilerbasilikaanlage mit Haupt- und Seitenschiffen und einem erhöhten Chorraum. Der Dom ersetzt einen westlich der heutigen Anlage bestehenden Vorgängerbau und geht auf Bischof Roman I. (1131–1167) zurück. Als erste Baustufe entstand die Krypta mit ihren vielen Säulen als Begräbnisstätte der Gräfin Hemma von Friesach: 1174 erfolgte die Übertragung des Grabes der später selig und im 20. Jahrhundert heilig gesprochenen Hemma von Gurk in diese Krypta[102]. Die Kirche selbst wurde nach einer Bauunterbrechung um 1179/1180 noch vor 1220 fertiggestellt. Die Weihe des Hochaltares geschah schon im Jahre 1200. Nachdem ein Brand um die Mitte des 13. Jahrhunderts vor allem die Westempore und die dort angebrachten frühromanischen Malereien zerstört hatte, wurde das Bauwerk wieder hergestellt und auch die Wandmalereien erneuert. 1287 erfolgte eine Neuweihe des Domes. Das Netzrippengewölbe im Querhaus wurde um 1446 eingefügt, um 1500 das Sternrippengewölbe im Chorquadrat. Die im Langhaus noch vorhandenen hölzernen Langhausdecken sind 1525 durch einen Brand zerstört und durch ein Netzrippengewölbe ersetzt worden, das 1591 fertiggestellt war. Die Barockausstattung des Domes hat vorerst die Altäre in den Apsiden betroffen, dann auch andere Einrichtungen. Der Eingang bestand ursprünglich aus einer romanischen Vorhalle, die von einer gotischen Füllmauer mit Spitzbogenfenstern geschlossen wurde. Das Südportal stammt aus der ersten Bauphase und zeigt abgetreppte Wangen und ein Tympanon aus der Mitte des 12. Jahrhunderts. An das Querhaus schließen die drei Apsiden an, reich gegliedert durch Halbsäulen, Kapitelle und Blendarkaden. Der an der Nordseite des Domes angebaute Kreuzgang war um 1637 abgetragen worden: heute befinden sich im Schuttbereich des Kreuzganges noch Reste von Bodenfliesen, von romanischer Bauarchitektur und vermutlich noch einige Grabplatten, die bei der Abtragung, mit der Bildseite nach unten, ebenfalls in die Schüttung eingearbeitet wurden. Bei Grabungen in diesem Bereich 1984 konnten einige Grabplatten gehoben und gerettet werden. Diese sind heute im Arkadengang des Propsthofes aufgestellt[103].

Die Vorhalle präsentiert eine Wandmalerei aus der Zeit zwischen 1339 und 1343 mit szenischen Bildern aus dem Alten und Neuen Testament, ein gutes Beispiel christlicher Ikonographie in Form der Biblia pauperum. Ergänzt wird die gotische Ausstattung der Vorhalle durch Glasmalereien aus dieser Zeit. Das siebenfach gestufte Portal aus eng zusammengestellten Säulen, vor 1200 entstanden, trug ursprünglich eine polygonale Fassung, die 1912 entfernt wurde. Bemerkenswert sind die hölzernen Türreliefs mit Schnitzereien aus Lindenholz, darauf sind figürliche Darstellungen in Rankenmedaillons appliziert. Der Kirchenraum besteht aus dem Langhaus und dem Chorraum, der erhöht über der Krypta liegt. Quadratische Pfeiler mit Halbbögen gliedern das Mittelschiff, das ursprünglich von einer romanischen Flachdecke aus Holz abgeschlossen war. Dafür sprechen heute noch die hoch angesetzten Mittelschifffenster. Erst 1591 wurde vom Baumeister Leonhard Uttner aus Passau ein Tonnengewölbe mit Stichkappen und Netzrippen eingebaut, im Auftrag des Gurker Dompropstes und Weihbischofs Karl von Grimming. Dagegen haben die Seitenschiffe schon unter Propst Christoph Galler (1526–1549) ein Netzrippengewölbe erhalten. Der Chorraum bildet fast ein Quadrat und wurde schon um 1500 von einem Meister Hans im Auftrag des Dompropstes Wilhelm Welzer von Eberstein eingewölbt. Die Westempore (Bischofskapelle) dürfte schon um 1220 fertiggestellt gewesen sein und ist mit ihrer Malerei und Beschriftung lange Zeit falsch datiert worden. Die Irritationen hinsichtlich der Malerei und der unterschiedlichen Schriften ließen sich letztlich richtig durch den Brand Mitte des 13. Jahrhunderts und die darauf folgende Restaurierung bis zum Jahre 1264 erklären[104].

Neben Wandmalereien im Kircheninneren aus den Jahren um 1380, um 1390, um 1400 und um 1420 sind hier in den Apsiden die manieristischen Malereien des Anton Plumenthal aus dem ausgehenden 16. Jahrhundert besonders hervorzuheben, die in ihrer Erhaltung durch die vorgestellten Barockaltäre des Michael Hönel beeinträchtigt und wenig sorgsam erhalten wurden. Im Chorraum sind heute auch die aus dem ehemaligen Kreuzgang stammenden Hemma-Reliefs aus der Zeit um 1515 zu sehen, die sich in ihrer äußeren Form den Gewölbezwickeln im Kreuzgang angepasst haben. In den Seitenschiffen hat sich eine große Anzahl an Grabdenkmälern erhalten, die ursprünglich großteils im Boden des Hauptschiffes eingelassen und erst im Zuge der Restaurierung 1929 umgestellt bzw. in den Seitenschiffen aufgestellt wurden[105].

Die Stiftsanlage in Gurk war schon ab 1447 mit Wehrmauer und Graben befestigt worden, eine fortifikatorische Notwendigkeit im Zusammenhang mit den Türkeneinfällen in Kärnten im ausgehenden 15. Jahrhundert. Diese Baumaßnahmen waren um 1520 abgeschlossen. Der Kapiteltrakt an der Nordseite des Domes wurde 1637/1638 fertiggestellt und verbindet den Dom mit dem Propsthofgebäude, das in den Jahren von 1468 bis 1490 unter den Pröpsten Freiberger und Welzer errichtet wurde und ab 1637 von Franz Peter Carlone umgebaut

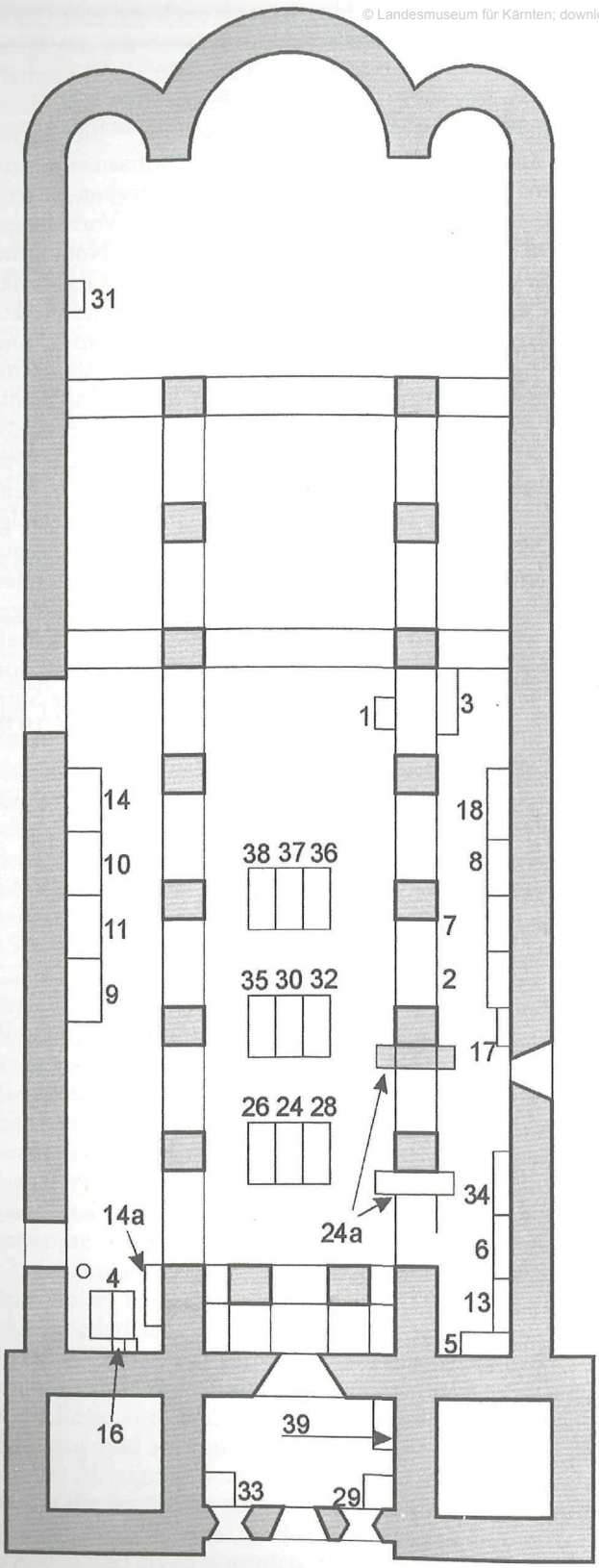
wurde. Im Osttrakt des Propsthofes, wo sich die Dreifaltigkeitskapelle befindet, wird heute u. a. das Gurker Fastentuch jahrüber verwahrt. Bemerkenswert sind im ersten Obergeschoss die Gewölbemalereien von Oswald Kräusl von 1593.

© Landesmuseum für Kärnten; download unter www.biologiezentrum.at

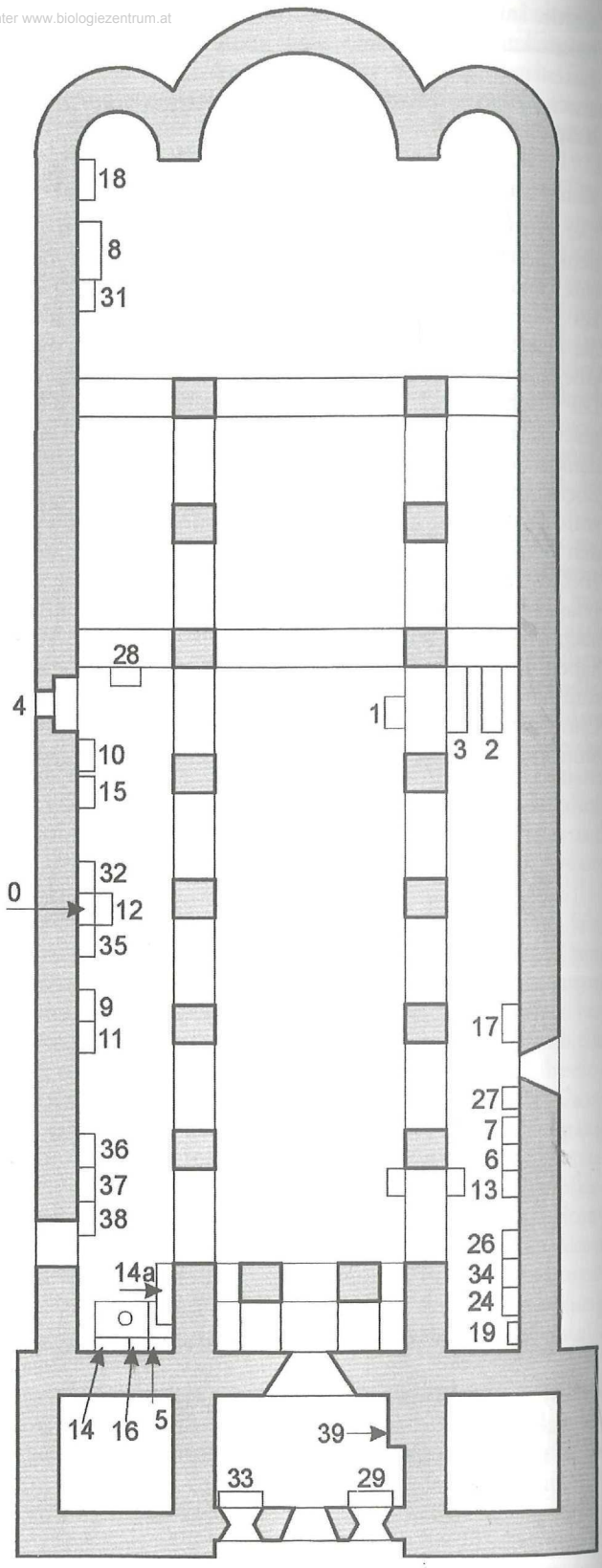
Zum Inschriftenbestand in der Gurker Domkirche

Der Gurker Dom nimmt im Rahmen der Inschriftendenkmäler des politischen Bezirkes St. Veit an der Glan eine besondere Rolle ein, da hier die Grablege der Gurker Bischöfe, aber auch der Dompröpste, Chorherren, der Priester und auch adeliger Personen war. Es gab dafür eine genau festgelegte Zuordnung der Begräbnisbereiche. Die Bischöfe und Pröpste wurden im Dominneren beigesetzt, und hier finden sich auch heute noch die Grabdenkmäler. In dem von Dompropst Wilhelm Welzer von Eberstein (1487–1518) vor 1515 errichteten Kreuzgang wurden die Chorherren, die Priester und adelige Personen beigesetzt. Mit der Abtragung dieses Kreuzganges 1637 wurden einerseits bestehende Grabdenkmäler aufgelassen und im Schüttbereich, zumeist mit dem Bildfeld nach unten, eingelassen. Die Grabungen im Jahre 1984 haben einige dieser „verschollenen" Grabplatten wieder zum Vorschein gebracht. Nach 1637 wurden dann die Chorherren in der Vorhalle (dem Paradies) beigesetzt, ohne aber auf eine Gruft oder entsprechende Grabdenkmale zurückzugreifen. Hier hat sich auch nur eine Grabplatte eines Chorherrn erhalten, nämlich die des Ignaz Türk von Eisentratten, Gurker Chorherr und Domherr bzw. Domdechant in Klagenfurt. Er ist 1813 gestorben. Dafür wurden zwei Personen „ehrenhalber"[106] hier begraben: Georg Sigismund Gebenhofer, Stiftsanwalt und Amtmann in der Glödnitz, der 1653 gestorben ist und durch seine Witwe den Georgsaltar in der Vorhalle erneuern hat lassen, und Christian Schloiff, Notar und Pfarrer zu Pisweg, gestorben 1690. Manche Grabdenkmäler sind wohl nur als Gedächtnissteine ohne direkte Grablege im Dom vorhanden. Durch die große und prächtige Krypta kam keine Gruft im Hauptschiff zustande und so waren die Einzelgräber nach P. Josef Löw nur Erdgruben. Die ursprüngliche Verteilung der Grabdenkmäler entspricht heute sichtlich nicht mehr der Originalzuteilung, da schon 1712 anlässlich einer Kirchenpflasterung eine erste uns bekannte Umstellung erfolgt ist. Der heute noch bestehende Zustand geht dann auf das Jahr 1929 zurück, in dem die im Boden liegenden Steine gehoben und an die Wände der Seitenschiffe gestellt worden sind. Die beigefügte Tafel 1 gibt die Verteilung des Inschriftenbestandes nach der Renovierung von 1712 wieder, die Tafel 2 dokumentiert die heutige Situierung der einzelnen Grabdenkmäler, wie sie seit 1929 gegeben ist.

© Landesmuseum für Kärnten; download unter www.biologiezentrum.at



Tafel 1: Verteilung des Inschriftenbestandes nach der Renovierung von 1712



Tafel 2: Verteilung des Inschriftenbestandes nach der Renovierung von 1929

Anmerkung zu den Ziffern (*kursiv* – nicht mehr vorhanden):

1 Bischof Wernher (1195); 2 Bischofsstein ohne Inschrift; 3 Bischof Otto I. (1214); 4 Bischof Dietrich II. (1287); 5 Bischof Heinrich III. von Helfenberg (1326); 6 Propst Berthold von Kraig (1343); 7 Propst Paul von Helfendorf (1405); 8 Propst Johannes III. Hinderkircher (1459); 9 Propst und später Gurker Bischof Lorenz III. von Freiberg (1487); 10 Bischof Christoph Zach von Seckau (1508/1511); 11 Propst und Weihbischof Wilhelm Welzer von Eberstein (1518); 12 Propst Sigismund von Feistritz (1525/26); 13 Domdechant Christoph Zwitter (1527); 14 Propst Christoph Galler, Grabplatte (1549); 14a Propst Christoph Galler, Kenotaph (vor/um 1549); 15 Petrus Schlantel, Domschulmeister und Pfarrer in Pisweg (1557); 16 Barbara Galler, Schwester des Dompropstes Christoph Galler, übrigens die einzige Frau außer der hl. Hemma von Gurk, die im Dom selbst begraben wurde (1559); 17 Propst Adrian von Hornberg (1559/1569); 18 Propst Christian Spiritus (1570); 19 Gregor Waschel, Domherr (1578); *20 Ulrich Gstellner, Domdechant (1584); 21 u. 22 Zwei Grabsteine, von Meister Wildnauer aus Klagenfurt gefertigt (1598); 23 Ein größeres Grabdenkmal eines Domdechanten, von Meister Wechselpauer um 125 Gulden gefertigt (1612);* 24 Propst und Weihbischof Karl von Grimming, Grabplatte (1611); 24a Propst und Weihbischof Karl von Grimming, Kenotaph vom Meister Martin Pacobello aus Klagenfurt (1611); *25 N. Mellensteiner, Chorherr, Grabdenkmal vom Meister Martin Pacobello aus Klagenfurt (1617);* 26 Propst Mathias II. von Staudach (1617); 27 N. N., Chorherr (16..); 28 Propst Georg III. von Vizdom (1648); 29 Georg Sigismund Gebenhofer, Stiftsanwalt und Amtmann in Glödnitz (1653); 30 Propst Johann IV. Georg von Miller; Zweitverwendung der Wappengrabplatte des Propstes Sigismund von Feistritz, vgl. Nr. 12 (1674); 31 Fürstbischof Polykarp Graf von Kuenburg, Epitaph (1675); 32 Propst Wolfgang I. Andreas von Gösel (1688); 33 Christian Schloiff, Notar und Pfarrer in Pisweg (1690); 34 Hermann David Freiherr von Kulmer, Stiftssenior (1690); 35 Propst Johann V. Wolfgang von Lichtenheim, vom Bildhauer Marx Anton Clauß aus Klagenfurt gefertigt, ähnlich dem des Propstes Gösel (1692/93); 36 Propst Franz I. Karl Freiherr von Kemeter, vom Bildhauer Marx Anton Clauß aus Klagenfurt gefertigt (1712/13); 37 Propst Wolfgang II. Siegfried Freiherr von Schoberg (1715); 38 Propst Franz II. Otto Kochler von Jochenstein, von Hans Georg Zäch aus Griffen gefertigt (1744/45); 39 Ignaz Türk von Eisentratten, Chorherr, später Domherr bzw. Domdechant in Klagenfurt (1813)[107].

Anmerkungen:

1 Heinrich Appelt, Das Herzogtum Kärnten und die territoriale Staatsbildung im Südosten. In: Car. I 166 (1976), S. 5 ff. – Gotbert Moro, Zur politischen Stellung Karantaniens im fränkischen und deutschen Reich. In: Südostforschungen 22 (1963), S. 78 ff. – August von Jaksch, Geschichte Kärntens bis 1335. I. Urzeit bis 1246. Klagenfurt 1928, S. 139 ff. – Claudia Fräss-Ehrfeld, Geschichte Kärntens I: Das Mittelalter. Klagenfurt 1984, S. 109 ff.

2 Jaksch, Geschichte I, S. 163 ff.

3 Heinz Dopsch, Adel und Kirche als gestaltende Kräfte in der frühen Geschichte des Südostalpenraumes. In: Car. I 166 (1976), S. 34 ff. u. 46. – Gotbert Moro, Wirken und Besitz des Bistums Freising in Kärnten. In: Südostdeutsches Archiv 10 (1967), S. 66–82. – Ernst Klebel, Die Brixener Besitzungen in Kärnten. In: Car. I 124 (1934), S. 44–73. – Wilhelm Neumann, Bamberg und Kärnten. In: Südostdeutsches Archiv 10 (1967), S. 50–65. – Gotbert Moro, Zur Entstehung und Ausdehnung bambergischen Besitzes in Kärnten. In: Car. I 147 (1957), S. 243–260. – Erich Zöllner, Der bairische Adel und die Gründung von Innichen. In: MIÖG 68 (1960), S. 362 ff.

4 Karl-Engelhardt Klaar, Die Herrschaft der Eppensteiner in Kärnten. In: Archiv für vaterl. Gesch. u. Topographie = AGT 61 (1966), S. 83 ff. u. 107 ff. – Karlmann Tangl, Die Grafen, Markgrafen und Herzoge aus dem Hause der Eppensteiner. In: AÖG 12 (1954), S. 177. – Dopsch, Adel und Kirche, S. 44. – Fräss-Ehrfeld, Geschichte I, S. 181 ff., A. 225.

5 August von Jaksch, Eine Genealogie der kärntnerischen Spanheimer und der ursprüngliche Traditionscodex von St. Paul. In: MIÖG Erg. Bd. 6 (1901), S. 197–208. – Jaksch, Geschichte I, S. 249 ff. – Fräss-Ehrfeld, Geschichte I, S. 180 ff. – Heinrich Witte, Über die älteren Grafen von Spanheim und verwandte Geschlechter. In: Zs. f. d. Gesch. d. Oberrheins. N. F. 11 (1896), S. 161–299. – Beda Schroll, Die Herzoge aus dem Hause Spanheim. In: Car. 63 (1873), S. 49–58, 201–213, 257–267 u. 299–315. – Ernst Klebel, Die Ahnen der Herzoge von Kärnten aus dem Hause der Spanheimer. Beiträge zur Geschichte und Kulturgeschichte Kärntens. Festgabe für Dr. Martin Wutte zum 60. Geburtstag. In: AGT 24/25 (1936), S. 47–66. – Philipp von Spanheim wird hier nicht berücksichtigt († 1279).

6 Fräss-Ehrfeld, Geschichte I, S. 285. – Karl Dinklage, Kärntner Städtegründungen unter Herzog Bernhard (1202–1256). In: MIÖG 69 (1961), S. 85 ff.

7 Das vom Kärntner Herzog Heinrich III. von Eppenstein im Jahre 1114 gegründete eppensteinische Familienkloster St. Lambrecht in der Steiermark ist als Grablege für diese Familie anzusehen: sowohl der 1090 verstorbene Herzog Liutold wie auch Heinrich III., gestorben 1122, sind in diesem Kloster beigesetzt. – Vgl. dazu Klaar, Eppensteiner, S. 49 (Nr. 66), 65 (Nr. 90), 69 (Nr. 96) u. 71 (Nr. 97); ferner 133 ff. – August von Jaksch, Die Gründung des Benediktinerstiftes St. Lambrecht in Steiermark. In: Zs. des Histor. Vereines für Steiermark 9 (1911), S. 89–99. – Jaksch, Geschichte I, S. 243 u. 248. – Tangl, Eppensteiner, S. 91–218.

8 Engelbert von Spanheim, seit ca. 1060 Vogt der Salzburger Kirche, stiftete 1091 – vgl. MC III n. 296 – das Benediktinerkloster St. Paul im Lavanttal als Familienkloster, das zugleich auch als Grablege für die Stifterfamilie diente. Der letzte in St. Paul begrabene Spanheimer war vermutlich Herzog Bernhard (gest. 1256); seine Gemahlin Jutta (gest. 1236) sowie sein gleichnamiger Sohn Bernhard sind in dem vom Herzog 1234 gegründeten Zisterzienserkloster in Mariabrunn bei Landstraß (Kostanjevica) in Krain (Kranjska, Slowenien) begraben, der älteste Sohn und letzte Spanheimer, Herzog Ulrich III., ist in Cividale gestorben (1269) und dort in der Kapelle des hl. Johann Baptist im Dom begraben. – Vgl. dazu August von Jaksch, Geschichte Kärntens bis 1335. Bd. II: 1246–1335. Klagenfurt 1929, S. 8 f. u. 59. – Schroll, Spanheim, S. 49 ff. – Fräss-Ehrfeld, Geschichte I, S. 158 ff. – Karl Ginhart, Die Kunstdenkmäler des Benediktinerstiftes St. Paul im Lavanttal und seiner Filialkirchen. IV.: Die Grabmäler. In: Österreichische Kunsttopographie 37 (1969), S. 155 ff. u. Abb. 207–208 b.

9 Jaksch, Geschichte II, S. 88–89 (Abb.) – Alfred Ogris, Der Kampf König Ottokars II. von Böhmen um das Herzogtum Kärnten und die Anfänge der Landeshauptmannschaft. In: Car. I 169 (1979), S. 110, Anm. 344. – Winfried Selzer, Zum gemalten Epitaph Herzog Philipps von Kärnten in Krems. In: Unsere Heimat 44 (1973), S. 44–55. – Harry Kühnel, Die gemalten Grabdenkmäler von Herzog Philipp von Kärnten und Heinrich Graf von Salm im Chor der ehemaligen Dominikanerkirche in Krems. In: ÖZKD 21/2 (1967), S. 100–105. – Barbara Schedl, Eine neue zeitliche Einordnung des Chores der ehemaligen Dominikanerkirche Hll. Peter und Paul in Krems an der Donau. In: ÖZKD LII (1998), S. 387–392, bes. 391 ff. (Abb. 437).

10 Gerhard Dobesch, Die Kelten in Österreich. Wien-Köln-Graz 1980, S. 80 ff. – Gernot Piccottini, Die Stadt auf dem Magdalensberg – ein spätkeltisches und frührömisches Zentrum im südlichen Noricum. In: Aufstieg und Niedergang der römischen Welt. Geschichte und Kultur Roms im Spiegel der neueren Forschung. Bd. II/6. Berlin–New York 1977, S. 272 ff.

11 Rudolf Egger, Die Ostalpen in der Spätantike. In: Römische Antike und frühes Christentum. Ausgewählte Schriften v. Rudolf Egger. Bd. 1. Klagenfurt 1962, S. 258. – Gernot Piccottini, Urgeschichte – Römerzeit. In: Das Landesmuseum für Kärnten und seine Sammlungen. Klagenfurt 1976, S. 72.

12 MC III n. 156 (Verona, 983 VI 1): in monte Carentano.

13 Vgl. dazu Helge Gerndt, Vierbergelauf. Gegenwart und Geschichte eines Kärntner Brauchs. Klagenfurt 1973.

14 Eberhard Kranzmayer, Ortsnamenbuch von Kärnten. II. Teil. AGT 51. Klagenfurt 1958, S. 82.
15 MC III n. 27: Mattighofen, 860 XI 20.
16 MC III n. 337: (Maria Saal 1060–1064).
17 MC V n. 422: (ca. 1280).
18 Kranzmayer, Ortsnamenbuch II, S. 259.
19 Siegfried Hartwagner, Das Zollfeld. Eine Kulturlandschaft. Klagenfurt ²1966, S. 15 ff. – RE 11 (1907), S. 694 ff.
20 MC III n. 59: Karnburg, 888 XII 26.
21 MC III n. 90: Maria Saal, 927 V 23: ad sanctam Mariam ad Charantanam, ad sanctam Petrum in civitate Carantana.
22 Kranzmayer, Ortsnamenbuch II, S. 115 ff.
23 Gernot Piccottini, Die Stadt auf dem Magdalensberg und das frühe Noricum. Wien 1988, S. 1 ff.: hier auch weiterführende Lit.
24 Eberhard Kranzmayer, Ortsnamenbuch von Kärnten. 1. Teil: Die Siedlungsgeschichte Kärntens von der Urzeit bis zur Gegenwart im Spiegel der Namen. AGT 50. Klagenfurt 1956, S. 26 ff.
25 Ebd., S. 24 f.
26 Hartwagner, Das Zollfeld, S. 13 ff.
27 Heinz Dopsch, Die Zeit der Karolinger und Ottonen. In: Geschichte Salzburgs, Stadt und Land. I/1. Salzburg 1981, S. 158 ff. – Kurt Reindel, Bayern vom Zeitalter der Karolinger bis zum Ende der Welfenherrschaft (788-1180). I. Die politische Entwicklung. In: Handbuch der bayerischen Geschichte. 1. Band. Hg. v. M. Spindler. München 1981, S. 255 f.
28 Wilhelm Neumann, Rückblick auf ein Jahrtausend Landesgeschichte. In: Car. I 166 (1976), S. 51 u. Anm. 1. – Moro, Zur politischen Stellung Karantaniens im fränkischen und deutschen Reich, S. 86 ff.
29 Fräss-Ehrfeld, Geschichte I, S. 117. – Erläuterungen zum historischen Atlas der österreichischen Alpenländer. Hg. v. d. österr. Akademie der Wissenschaften. I. Abteilung. Die Landgerichtskarte. 4. Teil: Kärnten, Krain, Görz und Istrien. Kärnten von A. v. Jaksch, M. Wutte (= Erl. I/4). Wien 1929, S. 69 ff.
30 Fräss-Ehrfeld, Geschichte I, S. 104 ff. u. 109 ff.: hier findet sich auch die neueste und weiterführende Literatur.
31 Ebd.
32 Ebd.
33 Ebd.
34 MC III n. 27 (860). – Fritz Posch, Zur Lokalisierung des in der Urkunde von 860 genannten Besitzes. In: MGSLK 101 (1961), S. 243 ff. – Gotbert Moro, Zur Schenkung König Ludwigs des Deutschen an das Erzstift Salzburg im Jahre 860. In: Car. I 129 (1939), S. 20 ff. – Fräss-Ehrfeld, Geschichte I, S. 77 ff.
35 Walther Fresacher, Die Erschließung des Gurker Kerngebietes. In: Car. I 161 (1971), S. 79, 84 ff. u. 90 f.
36 MC I n. 8. – MG DO II. n. 123.
37 Heinz Dopsch, Die Stifterfamilie des Klosters zu Gurk und ihre Verwandtschaft. In: Car. I 161 (1971), S. 100 ff. u. 105 ff.
38 Heinz Dopsch, Hemma von Gurk – Eine Stifterin zwischen Legende und Wirklichkeit. In: Katalog Hemma von Gurk, Ausstellung auf Schloß Straßburg/Kärnten, 14. Mai bis 26. Oktober 1988. Klagenfurt 1988, S. 11 ff. – Dopsch, Die Stifterfamilie des Klosters zu Gurk, S. 95 ff.
39 Friedrich W. Leitner, Zur Edition der Gurker Geschichtsquellen. In: Katalog Hemma von Gurk. Ausstellung auf Schloß Straßburg/Kärnten, 14. Mai bis 26. Oktober 1988. Klagenfurt 1988, S. 49 ff.
40 Siehe dazu Katalog Hemma von Gurk. Ausstellung auf Schloss Straßburg/Kärnten, 14. Mai bis 26. Oktober 1988. Klagenfurt 1988.
41 Fräss-Ehrfeld, Geschichte I, S. 60 ff.
42 Jaksch, Geschichte I, S. 59: er datiert den Modestus-Sarkophag in das 13. Jahrhundert.
43 Herwig Wolfram, Conversio Bagoariorum et Carantanorum. Das Weißbuch der Salzburger Kirche über die erfolgreiche Mission in Karantanien und Pannonien. Wien–Köln–Graz 1979, S. 42 ff. bzw. 43 ff. u. 91.
44 Heinz Dopsch, Gewaltbote und Pfalzgraf in Kärnten. In: Car. I 165 (1975), S. 129 ff.
45 Jaksch, Geschichte I, S. 167 ff. – Fräss-Ehrfeld, Geschichte I, S. 148 ff. – Dopsch, Adel und Kirche, S. 35 ff. – Martha Wetter, Geschichte des Benediktinerinnenklosters St. Georgen am Längsee in Kärnten. Phil. Diss. (2 Teile). Wien 1954, S. 8 ff. – MC III n. 204 u. n. 205. - Dopsch, Gewaltbote, S. 133 f. – Heinz Dopsch, Der auswärtige Besitz. In: Geschichte Salzburgs, Stadt und Land. I/2. Salzburg 1983, S. 1036 ff. – Heinz Dopsch, Die Grafen von Heunburg. In: Car. I 160 (1970), S. 317 ff. – Günther Hermann Neckheim, St. Georgen am Längsee/Kärnten und seine nähere Umgebung. Klagenfurt 1962, S. 4 ff.
46 Walther Koch, Inschriftenpaläographie – Ein schriftkundlicher Beitrag zu ausgewählten Inschriften Kärntens mit besonderer Berücksichtigung von Gurk. In: Car. I 162 (1972), S. 131 f. u. Abb. 8. – Karl Ginhart, Die vier Kärntner Seestifte. In: Heraklith-Rundschau 35 (1955), S. 3 ff. u. Abb. 9, 10. – Karl Ginhart, Plastik. In: Romanische Kunst in Österreich. Ausstellungskatalog. Krems 1964, S. 154 (Kat. Nr. 108). – Fritz Pichler, Zur Geschichte von St. Georgen a. L. In: Car. 75 (1885), S. 71. – Ernst Bacher, in: Katalog Hemma von Gurk. Ausstellung auf Schloß Straßburg/Kärnten. 14. Mai bis 26. Oktober 1988. Klagenfurt 1988, S. 343 (Kat. Nr. 3.4 u. Abb.).
47 Oben das Stiftswappen (geteilt, oben ein Kleeblattkreuz, unten auf einem Dreiberg ein linksschreitender Stier/Ochse, mit der Zunge ein Füllhorn haltend), unten ein Schriftfeld in Rollwerkrahmung. – Vgl. Pichler, St. Georgen, S. 71. - Franz Lorenz Hohenauer, Kurze Kirchengeschichte von Kärnthen. Klagenfurt 1850, S. 63: nach ihm sollen die beiden Gedenksteine 1834 „an der Stelle der vermauerten Nische" angebracht worden sein, müssen also in die Vorhalle transferiert worden sein. – Ginhart, Kärntner Seestifte, S. 6.
48 Vgl. Jakob Obersteiner, Die Bischöfe von Gurk 1072–1822. Klagenfurt 1969, S. 11 ff. – Jaksch, Geschichte I, S. 128. – Fräss-Ehrfeld, Geschichte I, S. 161 ff. – Heinrich Koller, Zur Vorgeschichte der Gurker Bistumsgründung. In: Car. I 161 (1971), S. 71 ff. – Heinz Dopsch, Salzburg im Hochmittelalter. In: Geschichte Salzburg, Stadt und Land. I/1. Salzburg 1981, S. 237. – Günther Hödl, Vom Kloster zum Salzburger „Eigenbistum" – Die Gründung des Bistums Gurk. In: Katalog Hemma von Gurk, S. 39 ff.
49 Karl Ginhart – Bruno Grimschitz, Der Dom zu Gurk. Wien 1930, S. 18 ff. – Alfred Schnerich, Der Dom zu Gurk und seine nähere Umgebung. Wien 1925, S. 22 f. – P. Josef Löw, Kleiner Gurker Domführer. Klagenfurt 1930, S. 7 ff. – Siegfried Hartwagner, Der Dom zu Gurk. Klagenfurt ²1969, S. 10 ff.
50 Obersteiner, Bischöfe I, S. 15. – Alois Maier, Kärntner Kirchengeschichte. Klagenfurt 1979, S. 39 f. u. 68.
51 Obersteiner, Bischöfe I, S. 16. – Beda Schroll, Series episcoporum et s. r. i. principum Gurcensium. AGT 15 (1885), S. 9 ff.
52 Zur Friesacher Stadtgeschichte vgl. Thomas Zedrosser, Die Stadt Friesach in Kärnten. ³Klagenfurt 1953, S. 18 ff. – Vor allem aber Wilhelm Wadl, Friesachs historische Entwicklung. Ein Überblick. In: Die profanen Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Friesach. Bearbeitet von Barbara Kienzl, Gerhard Seebach und Ulrike Steiner. Österreichische Kunsttopographie, Bd. LI. Hg. v. BDA Wien. Wien 1991, S. 3 ff.: hier ist auch die neueste und weiterführende Literatur zitiert und angegeben.
53 Magda Pagitz-Roscher, Das Kloster der Cisterciensерinnen im Sack zu Friesach. In: Car. I 160 (1970), S. 719–795.
54 Johannes Sacherer, St. Virgil zu Friesach. AGT 82. Klagenfurt 2000.
55 Renate Jernej, Das Kollegiatstift St. Bartholomäus in Friesach. Von den Anfängen bis zum Jahre 1848, phil. Diss. Salzburg 1997. – Renate Jernej, Das Kollegiatstift St. Bartholomäus in Friesach. AGT 85. Klagenfurt 2001.
56 Evelyne Webernig, Landeshauptmannschaft und Vizedomamt in Kärnten bis zum Beginn der Neuzeit. (Das Kärntner Landesarchiv 10). Klagenfurt 1983, S. 154. – Fräss-Ehrfeld, Geschichte I, S. 575.
57 MC X n. 1137: Straßburg 1412 IV 8. – Webernig, Landeshauptmannschaft, S. 156.
58 Webernig, Landeshauptmannschaft, S. 156.
59 Die profanen Bau- und Kunstdenkmäler der Stadt Friesach, S. XI.
60 Karl Dinklage, St. Veit an der Glan, die alte Hauptstadt Kärntens. In: Heimat Kärnten. Heimatbuch des Bezirkes St. Veit an der Glan. Klagenfurt 1956, S. 11 ff.
61 MC III n. 1481: St. Veit, 1199 III 31.
62 MC III n. 1180: St. Veit, 1174 I 6.
63 MC IV n. 1942: St. Veit, 1228.
64 Fräss-Ehrfeld, Geschichte I, S. 284 ff: hier auch weiterführende Lit.
65 Friedrich W. Leitner, Die Herren von Kraig. Eine genealogische Skizze zu den Erbtruchsessen in Kärnten. In: Archiv für Diplomatik, Schriftgeschichte, Siegel- und Wappenkunde 46 (2000), S. 225 ff.: hier auch weiterführende Literatur.

66 Hermann Wiessner, Die Schenken von Osterwitz (1100–1500). Klagenfurt 1977, S. 14 ff.
67 Martin Wutte, Aus der Geschichte von St. Veit. In: Die Stadt St. Veit in Kärnten und ihre Umgebung, hg. v. Norbert Rainer. St. Veit 1927, S. 55.
68 Fräss-Ehrfeld, Geschichte I, S. 272 f. u. Anm. 413: hier auch neuere, weiterführende Lit.
69 Erich Nussbaumer, Geistiges Kärnten. Klagenfurt 1956, S. 102 ff.
70 August von Jaksch, Walther von der Vogelweide und sein geschichtlicher Kreis. In: Festschrift für Alfred Anthony von Siegenfeld. In: MBl. Adler IX (1924), S. 52 ff. – Nussbaumer, Geistiges Kärnten, S. 97 ff. – Erich Nussbaumer, Walther von der Vogelweide und der Kärntner Hof. In: Car. I 153 (1963), S. 334 ff. u. bes. 336. – Dieter Kralik, Die Kärntner Sprüche Walthers von der Vogelweide. In: Fragen und Forschungen im Bereich und Umkreis der germanischen Philologie. Festgabe für Theodor Frings. Berlin 1956, S. 349 ff.
71 Erich Nussbaumer, Geistiges Kärnten, S. 105 ff. u. 110 ff.
72 Otto Brauner, Als stolze Wacht die Burgen, zu freudvoller Pracht die Schlösser. In: Heimat Kärnten. Heimatbuch des Bezirkes St. Veit an der Glan. Zusammengestellt v. Karl Dinklage. Klagenfurt 1956, S. 53 ff.
73 Vgl. dazu Günther Probszt-Ohstorff, Die St. Veiter Münzstätte in Mittelalter und Neuzeit. Aus dem Nachlass hg. v. Ingeborg U. Rauber-Zimmer. Klagenfurt 1981, S. 12 ff.
74 MC IV n. 2495 und n. 2508.
75 Martin Wutte, Die Burg in St. Veit. In: Car. I 123 (1933), S. 202 ff.
76 MC III n. 1180: St. Veit, 1174 I 6.
77 MC III n. 1481: St. Veit, 1199 III 31.
78 Vgl. dazu MC II n. 1728, n. 1387 u. IV n. 2627.
79 Wutte, Die Burg in St. Veit, S. 202.
80 MC III n. 1412. – Evelyne Webernig, Wie alt ist Klagenfurt? In: 800 Jahre Klagenfurt. Festschrift zum Jubiläum der ersten urkundlichen Nennung. Klagenfurt 1996, S. 11 ff.: hier auch weitere Literatur.
81 Die Kunstdenkmäler Österreichs. Kärnten. Basierend auf Vorarbeiten von Karl Ginhart neu bearbeitet von Ernst Bacher u. a. Dritte, erweiterte und verbesserte Auflage 2001, bearbeitet von Gabriele Russwurm-Biró. DEHIO-HANDBUCH. Die Kunstdenkmäler Österreichs. Hg. v. Bundesdenkmalamt. Wien 2001, S. 254.
82 Leitner, Zur Edition der Gurker Geschichtsquellen, S. 49 ff.
83 Wutte, Die Burg in St. Veit, S. 203.
84 MC X n. 1045: Wiener Neustadt, 1399 XII 12.
85 MC III n. 27.
86 Friedrich W. Leitner, Markt und Region Hüttenberg. In: Grubenhunt & Ofensau. Vom Reichtum der Erde. Landesausstellung Hüttenberg/Kärnten 1995. II. Beiträge. Klagenfurt 1995, S. 10 f.
87 Schon im 16. Jahrhundert machten die Althofener Gewerken den St. Veitern den Vorwurf, dass sie ihnen nicht nur die besten Geschäfte im Eisenhandel wegnähmen, sondern auch einen ganz sündhaften Aufwand in ihrer Lebenshaltung trieben. Damals kursierte der auf die Augsburger Patrizier gemünzte Spruch: „Die Hoffart ist überall Sünd, aber in St. Veit gehört sie zum Wohlstand!" Man trug kostbare Kleider aus Guldenstoff (Brokat), genuesischem Samt, echte Perlenschnüre, Kragen mit Spitzenkrausen. Im Geschirrschrank lastete schweres Zinngeschirr. Reichverzierte Truhen und Schränke, große geschnitzte Kredenzen, Polstermöbel, Wandbehänge und Beleuchtungskörper vervollständigten die Ausstattung der Prunkstuben - trotz der (auch von Städten) erlassenen strengen Verordnung gegen übertriebenen Luxus. Zur Ehre der meisten reichgewordenen Patrizier sei gesagt, dass sie das Geld nicht für Luxus und Wohlleben verschwendeten, sondern sich die geistigen Werte ihrer Zeit zu eigen machten, die von Humanismus und Reformation bestimmt waren. Viele unter ihnen besaßen reichhaltige Bibliotheken.
88 MC III n. 27: Mattighofen, 860 XI 20.
89 Kranzmayer, Ortsnamenbuch II, S. 129 u. 168.
90 Moro, Zur Schenkung König Ludwigs des Deutschen, S. 19.
91 Wiessner, Die Schenken von Osterwitz, S. 15 ff.
92 MC III n. 1632: St. Veit, 1209 VIII 7. – Wiessner, Die Schenken von Osterwitz, S. 43, n. 42.
93 MC II n. 598: 1551 II 12.. – Wiessner, Die Schenken von Osterwitz, S. 46, n. 63.
94 Wiessner, Die Schenken von Osterwitz, S. 30 ff.
95 Georg Khevenhüller-Metsch, 400 Jahre Hochosterwitz (1541 bis 1941). In: Car. I 131 (1941), S. 172 ff.
96 Ebd., S. 173.
97 MC I n. 1: Regensburg, 864 I 6.
98 MC I n. 8: Memleben 975 VI 11 – Heinz Dopsch, Hemma von Gurk – Eine Stifterin zwischen Legende und Wirklichkeit. In: Hemma von Gurk. Katalog, S. 15 ff.
99 Günther Hödl, Vom Kloster zum Salzburger „Eigenbistum" – Die Gründung des Bistums Gurk 1072. In: Hemma von Gurk. Katalog. Ausstellung auf Schloss Straßburg 1988. Klagenfurt 1988, S. 39 ff.
100 Peter G. Tropper, Vom Missionsgebiet zum Landesbistum. Organisation und Administration der katholischen Kirche in Kärnten von Chorbischof Modestus bis zu Bischof Köstner. Klagenfurt 1996, S. 84 ff.
101 Ebd., S. 290 ff.
102 Dopsch, Hemma von Gurk, S. 19 ff. – Löw, Gurk, S. 108.
103 Friedrich W. Leitner, Neufunde von Grabplatten in Gurk. In: ÖZKD LII (1998), S. 491 ff.
104 Koch, Inschriftenpaläographie, S. 137.
105 Löw, Gurk, S. 161 ff.
106 Löw, Gurk, S. 161.
107 Die Auflistung erfolgte nach der Vorgabe von Löw, Gurk, S. 158 ff.

Der Personenkreis und seine soziale Gliederung

© Geschichte Kärnten; download unter www.biologiezentrum.at

Das Herzogtum Kärnten hatte sein politisches Zentrum in St. Veit an der Glan, der Herzogstadt, die wesentlichen kirchlichen Mittelpunkte aber im salzburgischen Friesach und in Gurk, dem Sitz des neu gegründeten Suffraganbistums mit dem entsprechenden Dombau. Man dürfte daher erwarten, dass insbesondere in diesen Zentren sich besonders viele Inschriftendenkmäler erhalten haben, die auf das weltliche und geistliche Geschehen und die damit involvierten Personen eingehen. Nach Aufarbeitung der „epigraphischen Nachlässe" ist man eher überrascht und erstaunt, wie wenig sich in dieser Hinsicht erhalten hat bzw. überhaupt vorhanden war.

St. Veit an der Glan war unbestritten der herzogliche Verwaltungsmittelpunkt, ausgestattet mit einer „Herzogsburg", mit einer eigenen Münzstätte, mit einer Hofhaltung im mittelalterlichen Sinne, mit Hofämtern, die von Adeligen der näheren Umgebung ausgeübt wurden, mit Beamten und Bürgern. Aber kein Kärntner Herzog aus dem Hause der Eppensteiner und der Spanheimer hat sich hier oder anderswo in Kärnten durch ein Grabdenkmal verewigt. Aus habsburgischer Zeit sind dann aber mehrfach Erzherzöge, Könige und Kaiser erwähnt, wenngleich nicht im Zusammenhang mit einer tatsächlichen Grablege. Neben dem archidux (Erzherzog), caesar (Kaiser), dux (Herzog), imperator (Herrscher) und König (rex) wird auch die Titulierung princeps (Fürst) verwendet, nicht nur für Mitglieder der Habsburger, sondern auch für hohe Adelige und besonders für Erzbischöfe bzw. Bischöfe.

Von den Hofämtern hat sich das des Landeshauptmannes auch epigraphisch manifestiert. Unter den ersten Landeshauptmännern von Kärnten nahm Konrad von Aufenstein[1], der auch seit 1293 Marschall des Herzogs war, eine besonders mächtige Stellung ein. Er übte dieses Amt von 1294 bis zum Übergang des Landes an die Habsburger im Jahre 1335 aus und war damit der am längsten mit dieser politischen Funktion des obersten Landesbeamten[2] beauftragte Adelige im Mittelalter. Aus Tirol stammend, waren die Aufensteiner in Kärnten reich begütert. Ihr Stammschloss in Kärnten war Karlsberg[3] bei St. Veit an der Glan, wo zwei kreisrunde Reliefsteine – in ihrer eigenwilligen Formung erinnern sie an in Stein geschnittene Siegel – überliefert sind; zwei weitere befinden sich in der ehemaligen Klosterkirche in St. Veit a. d. Glan[4], die eine Stiftung dieses Landeshauptmannes und seiner Frau Dietmut war. Der nächste Landeshauptmann, der uns in einem inschriftlichen Denkmal bekannt ist, war Konrad II. von Kraig, der von 1385 bis 1398 dieses hohe Amt ausgeübt hat. Sein Tumbengrabmal in der Kloster- oder Klarissenkirche in St. Veit hat sich nur in Teilen erhalten, der Tumbendeckel selbst ist offensichtlich nur teilbeschriftet worden. Er war auch der erste Kraiger, der das Erbamt des Truchsessen auch im Titel geführt hat. Jan (Johann, Hans) von Kraig, ein Sohn des Konrad II. von Kraig und der Anna von Ehrenfels, wurde 1449 von Kaiser Friedrich III. zusammen mit seinem Vetter Wolfgang II. mit dem Oberst-Erbtruchsessamt und dem Oberst-Kämmereramt in Kärnten belehnt. Er war 1428 auch salzburgischer Hauptmann von Friesach. Der nächste uns durch ein epigraphisches Denkmal dokumentierte Landeshauptmann war Veit I. Welzer von Eberstein, aus einer weitverzweigten Adelsfamilie stammend, die sowohl in weltlichen wie auch kirchlichen Ämtern zu finden ist. Die Wappengrabplatte des Veit I. aus rotem Marmor befindet sich heute im nordseitigen Gang des Hoftraktes auf Schloss Straßburg, im 1964 geschaffenen Lapidarium, war aber ursprünglich in der Pfarrkirche in Straßburg situiert. Veit I. Welzer wurde schon 1494/95 Landesverweser der Hauptmannschaft in Kärnten[5] und behielt diese Funktion bis 1520. In diesem Jahr wurde er dann von Kaiser Karl V. zum Landeshauptmann in Kärnten bestellt und hatte dieses Amt bis 1537 inne. Die in der Inschrift genannte Funktionsdauer bezieht sich sowohl auf die Zeit als Verweser der Hauptmannschaft wie als Landeshauptmann[6]. Es ist bemerkenswert, dass Veit I. Welzer von Eberstein mit 43 Jahren das Verweseramt angetreten hat, bei seiner Bestellung zum obersten Landesbeamten bereits 68 Jahre alt war und in der Landeshauptmannschaft zumindest bis zu seinem 85. Lebensjahr gewirkt hat. Ab dem 16. Jahrhundert ist die Reihe der Landeshauptleute fast lückenlos belegt und auch auf inschriftlichen Denkmälern nachweisbar. Veit I. Welzer folgte Christoph Khevenhüller von 1540 bis 1557, dann Christoph Freiherr von Thannhausen von 1557 bis 1565 und darauf Georg II. Freiherr von Khevenhüller von 1565 bis 1587. Vom Landeshauptmann Graf Georg von Nagarol (1602–1609) hat sich keine Grablege erhalten, wohl aber von seiner Ehefrau Elisabeth von Hardegg, von der in der Kollegiatskirche zu Kraig gleich zwei Grabplatten erhalten sind.

Als Landesverweser ist noch genannt: Christoph V. Welzer von Eberstein (1521–1527) und Paul Freiherr von Thannhausen. Von den Landesvizedomen (vicedominus) haben sich ebenfalls mehrere Grabdenkmale und Inschriftenbelege erhalten: so von Vinzenz von Straßburg, der von 1401 bis 1411 diese Funktion ausgeübt hat, weiters von Niklas Gleismüllner (1454–1459); Matthias Schiehl war vor seinem Tod im Jahre 1533 Landesvizedom in Kärnten und ebenso Sigmund I. Khevenhüller. Daneben wird auch ein salzburgischer Vizedom zu Friesach vermerkt.

In den Texten der Inschriften finden sich eine Vielzahl von Berufsbezeichnungen, von Titeln und Ehrentiteln, die auch über das soziale Gefälle der Einwohner in den Städten und Orten Nachricht geben: Amtmann, Aufschlagseinnehmer, Beisitzer des Landrechtes, Bildhauer, Burggraf, camerarius (Kämmerer), cancellarius (Kanzler), capitanäus (Kapitän), commendator (Komtur), consiliarius (Rat), consilius camerarii (Kammerrat), consilius secretis (Geheimer Rat), custos (Wächter), Deutscher Ordensritter (eques teutonicorum ordinis), Diener, doctor decretorum, doctor iuris utriusque, doctor medicinae,

Eisengewerke, Erbjägermeister in der Steiermark, Erbkämmerer in der Steiermark, Erbküchenmeister in Kärnten, Erblandstallmeister in Kärnten, Erblandvorschneider in Krain und der Windischen Mark, Erbmarschall in Kärnten, Erbtruchsess des Erzstiftes Salzburg, Handelsherr in Venedig, Handelsmann zu St. Veit, Handelsmann zu Althofen, Hauptmann, Hauptmann der Grafschaft Mitterburg, Hauptmann der Grafschaft Cilli, Hauptmann zu Friesach, Hauptmann zu Straßburg, Hauptmannsverwalter zu Gurk, Hofkammerpräsident, Hofkammerrat, Hofmeister des Erzstiftes Salzburg, Landgraf, legatus, legatus sedis sacrae apostolicae, licentiatus decretorum, Magister, magister artium liberalium et philosophiae, magister aulae arcanis, magister equitum ordinis fluminis aurei, magister summus theutonicorum, maiestas (majestät), Maler (pictor), marscallus (Marschall), Marktrichter zu Althofen, Meister, Münzmeister in Kärnten, Oberstbergmeister, Obersterblandstallmeister in Kärnten (scutiger supremus), Oberstkämmerer, Obersthofmeister, Pfleger, praefectus (Carinthiae, patriae), praeses (Carinthiae, provinciae), Radmeister zu Hüttenberg, Ratsbürger zu St. Veit, Ritter (eques), Ritter des Deutschen Ordens, Rittmeister, Stadtrichter zu Friesach bzw. Straßburg, Stifts- und Amtmann, Verordneter, Verordneter des großen Ausschusses, Viertel-Hauptmann, Wachtmeister, Wardein, Wirt.

Mit dem Bistum Gurk und vor allem dem Gurker Dom sowie der Bischofsresidenz auf Schloss Straßburg sind zahlreiche Belege vorhanden, die wesentliche Aussagen zum Klerus selbst, aber auch zur gesellschaftlichen Stellung und Herkunft geben. Diese Angaben lassen sich auch im Sinne einer vertikalen und horizontalen Mobilität vor allem im 16. und in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts gut verwenden.

Die Reihe der Gurker Bischöfe ergibt ein anschauliches Bild über die Herkunft, Stellung und Grablege derselben. Das älteste Zeugnis stellt das Romanusfresko aus der ehemaligen Konradskapelle (lange Zeit auch als Gebhardskapelle bezeichnet[7]) im Bergfried auf dem Petersberg in Friesach dar[8]. Das Fresko mit der Darstellung des hl. Romanus ist um die Mitte des 12. Jahrhunderts[9] zu datieren und nimmt Bezug auf Bischof Roman I. von Gurk, den schon erwähnten ersten Bauherrn des Gurker Domes.

Bischof Roman II. von Leibnitz (1174 bis 1179)[10] war vermutlich der erste Würdenträger, der in der inzwischen fertiggestellten Krypta des Gurker Domes seinen Bestattungsort gefunden hat. Bei der Abtragung der alten Gartenmauer im südseitigen Friedhofsbereich im Jahre 1952 konnten mehrere Bruchstücke von Grabsteinen[11] freigelegt werden, von denen ein Fragmentstück durchaus der Zeit des letzten Viertels des 12. Jahrhunderts[12] zuzuordnen ist. Von den übrigen Fragmenten können aufgrund des augenscheinlich gleichen Schriftbildes vier weitere Bruchstücke zusammengestellt und dem datierten Teil zugeordnet werden[13]. Jedenfalls handelt es sich bei diesen Grabsteinfragmenten, die mit hoher Wahrscheinlichkeit Bischof Roman II. zuzuweisen sind, um die ältesten Belegstücke eines bischöflichen Grabsteines in Gurk.

Ungesichert ist letztlich auch die Zuweisung eines unbeschriftet gebliebenen Grabsteines rechts neben dem südseitigen Kryptaeingang im Gurker Dom: die stark abgetretene Tumbaplatte[14] könnte Bischof Dietrich I. von Albeck[15], wahrscheinlicher aber seinem Nachfolger, Bischof Wernher (1194–1195)[16], zugeschrieben werden. Für letzteren spricht die Situierung des Grabdenkmales: findet sich doch auf der gegenüberliegenden Seite dieses Kryptazuganges die ebenfalls unbeschriftete Grabplatte des erwählten, aber vor seinem Tod noch nicht geweihten Bischofs Otto I. (1214)[17] in Form eines Tumbadeckels. Die erklärenden Grabinschriften für die beiden Verstorbenen sind – erst 1925 wieder freigelegt – am benachbarten Pfeiler darüber in Rötel festgehalten worden[18]. Walter Koch datiert sie in die erste Hälfte des 13. Jahrhunderts[19] und drückt damit auch den verspäteten Nachvollzug der Bezeichnung der beiden Grabdenkmäler als Gedenkinschriften aus. Diese Zuweisung stellt die Nachricht über eine weitere Grabinschrift der beiden Bischöfe keineswegs in Frage. P. Joseph Löw vermerkte den Grabstein des Bischofs Wernher als verschollen und zitierte in diesem Zusammenhang eine Inschrift auf einer nach der Neupflasterung des Kirchenbodens im Jahre 1712 in Verlust geratenen Inschriftplatte[20]: Sanguine iuguntur / In eadem Sede locantur / iuxta popuntur / Wernherus et Otto vocantur. Diese Inschrift gibt Jakob Obersteiner[21] nach einer kopialen Überlieferung im Archiv der Diözese Gurk[22] wie folgt wieder: *Sanguine iuguntur, in eadem sede locantur, / Iuxtra conduntur Qerenherus et Otho vocantur. / Taliter adtractos et in unum Christe redactos / Iunge tibi viti membra suo capiti.* Die in der Inschrift angedeutete Verwandtschaft der beiden Bischöfe ist nicht auszuschließen. Nicht zutreffend ist die von P. Joseph Löw und Jakob Obersteiner geäußerte Vermutung, dass es sich hierbei um die Grabinschrift für Bischof Wernher auf dem nach 1712 verschollenen Grabstein handelt. Die gleichzeitige Nennung der beiden Bischöfe spricht für eine Entstehungszeit nach 1214, der Text der Inschrift verweist auf eine Gedenkinschrift und inkludiert wohl die später entstandene Legendenbildung um Bischof Otto I.[23].

Keine Grabinschrift, wohl aber eine Gedenkinschrift hat sich von Bischof Walther von Vatz (1200–1213)[24] überliefert. Das in der Stadtmauer von Straßburg, neben dem ehemaligen westseitigen Stadttor, eingefügte Nischenbrustbild des Bischofs über einem stark verwitterten romanischen Löwen – er ist keine direkte plastische Zugabe zum Bildnisstein – hat schon Karl Ginhart[25] in die Nähe römischer Porträtmedaillons gestellt. Die erste erhaltene Grabplatte mit Inschrift eines Gurker Bischofs liegt als Bodenplatte beim nordseitigen Stiegenabgang zur Krypta und betrifft den 1278 verstorbenen Dietrich II. von Marburg (1253–1278)[26]. Die stark abgetretene Grabplatte zeigt eine umlaufende Beschriftung mit „noch durchaus der spätromanischen linearen Schreibweise"[27] verbundenen Majuskelbuchstaben.

© Landesmuseum für Kärnten, download unter www.biologiezentrum.at

Der im Jahre 1281[28] zum Gurker Bischof erwählte Konrad I. von Luppurg verzichtete vor der Konsekration auf das Bistum (vor dem 11. Mai 1283)[29]. Von 1296 bis 1313 war er Bischof von Regensburg und ist in der dortigen Kathedralkirche St. Peter begraben. Seine Grabplatte hat sich nicht erhalten, die Inschrift ist nur kopial überliefert[30] und lautete: *Haec servat ossa Chunradi praesulis, de Luppure natus, sit tibi Christe datus.* In Gurk hat sich von seinem kurzen Wirken nichts erhalten, er wird nicht einmal in den „Gurker Bischofskatalogen"[31] erwähnt.

Der nächste Gurker Bischof mit erhaltenem Grabdenkmal ist Heinrich III. von Helfenberg (1298–1327)[32]. Die schmucklose Grabplatte aus rotem Marmor an der nördlichen Westwand ist sehr stark abgetreten und gebrochen, die umlaufende Beschriftung nur mehr teilweise vorhanden. Er war der letzte Gurker Bischof im Hochmittelalter, der im Dom selbst seine Begräbnisstätte gefunden hat, soweit dies den archivalischen Quellen zu entnehmen ist. Erst 160 Jahre später finden wir in Gurk noch einmal ein Grabdenkmal für einen Bischof, nämlich für Lorenz III. von Freiberg (1472–1487)[33], auf das wir später noch zurückkommen werden. Bischof Gerold von Friesach (1326–1333)[34] liegt in dem von ihm gestifteten Chor der Stadtpfarrkirche St. Bartholomäus in Friesach begraben[35]. Das Grabdenkmal ist im Boden des Chores als Gruftplatte eingefügt und sehr stark abgetreten; von der offensichtlich früher vorhandenen Ritzzeichnung einer figuralen Darstellung ist nichts mehr zu erkennen[36], die umlaufende Beschriftung in gotischer Majuskel – die Kopfleiste mit der Datierung fehlt – ist stark verschliffen.

Die nachfolgenden Bischöfe sind, wenn nicht außerhalb Kärntens gestorben und begraben – so Lorenz I. von Brunne (1334–1337)[37] 1337 in Avignon, Paul von Jägerndorf (1351–1359)[38] als Bischof von Freising 1377 in Freising[39] und sein Gegenbischof Ulrich von Weißeneck (1351–1352)[40] als Bischof von Seckau 1372 in Seckau[41], Johannes II. von Platzheim-Lenzburg (1359–1364)[42] als Brixener Bischof 1374 in Brixen[43] und schließlich Konrad III. von Hebenstreit (1402–1411)[44] in Bischofslack (Škofja Loka) in Slowenien – durchwegs nun in der Stadtpfarrkirche St. Nikolaus in Straßburg beigesetzt worden. Grabdenkmäler oder Gedenkinschriften fehlen aber zumeist: Schon der 1344 im bischöflichen Schloss Grades im Metnitztal verstorbene Konrad II. von Enslingen (1337–1344)[45] wird vermutlich in Straßburg beigesetzt worden sein, sicher dann Bischof Johann III. von Töckheim (1364–1376)[46] vor dem Marienaltar. Johannes IV. von Mayrhofen (1376–1402)[47] scheint ebenso in Straßburg seine letzte Ruhestätte gefunden zu haben wie dann Ernst Auer von Herrenkirchen (1411–1432)[48]. Zu den schönsten Beispielen der Sepulkralplastik Kärntens im 15. Jahrhundert zählt die aus rotem Adneter Marmor gefertigte Grabplatte an der Nordwand des Presbyteriums mit den beiden nebeneinander gebildeten figuralen Reliefdarstellungen der Bischöfe Johann V. Schallermann (1433–1453)[49] und Ulrich Sonnenberger (1453–1469)[50]. Die in Manier eines Tumbendeckels gemeißelte Platte wird Hans Eybenstock zugeschrieben[51] und ist eher als ein Gedächtnisdenkmal für die Verstorbenen zu sehen, die in der unter dem Hochaltar neu geschaffenen Bischofsgruft beigesetzt wurden[52].

Von den beiden Gegenbischöfen Schallermanns[53], Hermann II. Gnas[54] – er war von 1434 bis 1438 Bischof von Lavant[55] – und Lorenz II. von Lichtenberg (1432 als Gurker Bischof anerkannt)[56] – er war erstmals von 1424 bis 1434 Bischof von Lavant, dann neuerlich von 1438 bis 1444 und nach seinem Verzicht von 1444 bis 1446 Administrator dieses Bistums[57] – hat letzterer im Chor der Domkirche in St. Andrä im Lavanttal ein dem Gurker Bischof Schallermann vergleichbares prächtiges Grabdenkmal[58] erhalten. Er ist 1446 gestorben, und so kann seine Grabplatte als Vorbild für den Doppelgrabstein in Straßburg gewirkt haben. Wie schon oben erwähnt, finden wir mit dem 1487 verstorbenen Lorenz II. von Freiberg[59] im ausgehenden 15. Jahrhundert nochmals einen Bischof – er ist zugleich der letzte hier beigesetzte Gurker Bischof – mit einem Grabdenkmal im Dom zu Gurk[60].

Sein Vorgänger Sixtus von Tannberg (1470–1474)[61] liegt im Freisinger Dom begraben, sein Nachfolger Georg Kolberger[62] erscheint nur als erwählter Bischof. Der erste Ausländer als Gurker Bischof war der aus Frankreich stammende Raimund Peraudi (1491 [1490] – 1505)[63]; er starb 1505 fern von Gurk auf einer Legationsreise in Viterbo. Auch die vier nachfolgenden Gurker Bischöfe sind nicht in Kärnten gestorben und beigesetzt: Matthäus Lang von Wellenburg (1505–1522)[64] wurde Erzbischof von Salzburg und erhielt nach seinem Tode 1540 im Salzburger Dom seine Begräbnisstätte. Bischof Hieronymus I. Balbi (1522–1526)[65] liegt in der Kirche San Giovanni e Paolo in Venedig[66] begraben und Antonius von Salamanca-Hoyos (1526–1551)[67] in Conegliano in Friaul[68]: sein Andenken als Gurker Bischof ist auf zwei Wappensteinen[69] – einer auf Schloss Straßburg und ein zweiter, ursprünglich wohl ebenfalls aus Straßburg stammender Wappenstein, im bischöflichen Schloss Pöckstein – verewigt. Auch an Fürstbischof Johannes VI. von Schönburg (1552–1555)[70] erinnert nur ein ursprünglich polychromierter Wappenstein an der Nordwand des Chores in der Stadtpfarrkirche St. Nikolaus[71]. Ein Gemälde und eine Wappengrabplatte, ebenfalls im Chor dieser Kirche, erinnern an den Bischof Urban Sagstetter (1556–1573)[72], der auch hier begraben wurde.

Von den noch verbleibenden vier Gurker Bischöfen bis zur gesetzten Zeitgrenze von 1650 ist nur Johannes VII. Jakob von Lamberg (1603–1630)[73] in Straßburg bestattet. Christoph Andreas Freiherr von Spaur (1573–1603)[74] starb in Brixen und ist im dortigen Dom begraben[75]. Die Brüder Sebastian Graf Lodron (1630–1643)[76] und Franz I. Graf Lodron (1643–1652)[77] sind beide in der Familiengruft in Concesio bei Brescia beigesetzt.

Diese Zusammenstellung zeigt ein bemerkenswertes Ergebnis. Von den insgesamt 44 Bischöfen des behandelten Zeitraumes haben sich nur sechs mit Grabdenkmälern überliefert: drei im Gurker Dom (Dietrich II. von Mar-

© Landesmuseum für Kärnten, download unter www.biologiezentrum.at

burg 1278, Heinrich II. von Helfenberg 1326, Lorenz III. von Freiberg 1487), sieht man von den vermutlich Roman II. von Leibnitz (1179) zuzuordnenden Grabsteinfragmenten und den zwei unbeschrifteten Grabplatten (wohl für Wernher 1195 und Otto I. 1214) ab. Eine Grabplatte findet sich in Friesach (Gerold 1333) und nur zwei in Straßburg (Johann V. Schallermann und Ulrich III. Sonnenberger 1453/1469, Urban Sagstetter 1573). An Gedenkinschriften im weiteren Sinne überliefert der Dom zu Gurk eine gemalte Grabinschrift für die Bischöfe Wernher und Otto I.; in Friesach erhielt sich das Romanus-Fresko, in Straßburg der Walther-Stein sowie Wappensteine von den Bischöfen Antonius Salamanca-Hoyos und Johann VI. von Schönburg. Es sind dies zusammen nur sechs Inschriftenbelege, eine ebenfalls recht bescheidene Zahl.

Die im kirchlichen Rang den Bischöfen nachfolgenden Gurker Dompröpste sind insgesamt wesentlich besser durch epigraphische Denkmäler belegt. Berthold von Kraig (1329–1343) war der 23. Gurker Dompropst und der erste, von dem sich ein Grabdenkmal erhalten hat. Von den nachfolgenden fünf Pröpsten hat sich keine sichtbare Grablege erhalten. Paul von Helfendorf (1394–1405), der 29. Dompropst, ist durch eine Wappengrabplatte dokumentiert. Anschließend fehlen inschriftenpaläographische Hinweise von den beiden nachfolgenden Pröpsten Johannes I. von Kraig (1405–1436) und Johannes II. von Lind (1436–1445). Ab dem 32. Propst sind dann bis 1648 alle Gurker Dompröpste durch Grabdenkmäler und andere epigraphische Belege ausgewiesen: die Wappengrabplatte für Johannes III. Hinderkirchner (1445–1459) ist heute im Fußboden des Chores eingelassen; Lorenz III. von Freiberg (1459–1487), er war dann auch Gurker Bischof, ist mit einer Wappengrabplatte überliefert; sein Nachfolger war der für Gurk so wichtige Wilhelm Welzer von Eberstein (1487–1518), von dem sich ebenfalls eine Wappengrabplatte erhalten hat; es folgte Sigismund von Feistritz (1518–1525), ebenfalls mit einer sehr schönen Wappengrabplatte, die bereits renaissancezeitlich gestaltet ist und die nach dem Tod von Dompropst Johann IV. Georg von Miller (1648–1674) auf der Rückseite zweitverwendet und wohl damals mit der Bildseite des Sigismund von Feistritz nach unten in den Fußboden eingelassen wurde, wodurch sich gerade diese Seite des Renaissance-Grabdenkmals besonders gut erhalten hat, während die nach oben liegende Seite der Wappengrabplatte von Propst Miller im Laufe der Jahrhunderte sehr stark abgetreten worden ist; Propst Christoph Galler (1525–1549) hat neben einer Grabplatte auch ein kenotaphartiges Grabdenkmal und einen Flügelaltar hinterlassen; Propst Adrian von Hornburg (1549–1559) erhielt seine Wappengrabplatte von einem nahen Verwandten gestiftet, nämlich von Albert von Hornberg, Pfarrer in Gurk, im Jahre 1568; an Propst Christian Spiritus (1559–1570) erinnert eine figurale Grabplatte aus rotem Marmor. Es folgte ihm mit Karl von Grimming (1570–1611) einer der bedeutendsten Gurker Pröpste, der sich vor allem um den Gurker Dombau und seine Ausstattung besonders verdient gemacht hatte und der ab 1592 auch Gurker Weihbischof war. Ihm hat der Klagenfurter Steinmetz- und Bildhauermeister Martin Pacobello ein prächtiges Grabdenkmal gefertigt; von Propst Grimming besteht außerdem noch eine Wappengrabplatte, die allerdings derart stark abgetreten ist, dass von der Schrift nichts mehr kenntlich ist, wohl aber noch das Wappen. Von seinem Nachfolger als Gurker Propst, Matthias II. von Staudach (1611–1617), existiert eine Wappengrabplatte, aber auch diese ist fast zur Gänze abgetreten und nicht mehr kenntlich; vom letzten Propst im vorgegebenen Zeitraum bis 1650, Georg III. Vizdom (1617–1648), haben sich zahlreiche epigraphische Denkmäler erhalten, die Grabplatte aber, ähnlich der seiner beiden Vorgänger, ist bis zur Unkenntlichkeit abgetreten; schließlich folgte 1648 Propst Johannes IV. Georg von Miller, der aber erst 1674 gestorben ist und hier nur erwähnt werden muss, weil seine Wappengrabplatte auf der Rückseite des Grabsteines von Sigismund von Feistritz (siehe oben) in Zweitverwendung angebracht wurde.

Bemerkenswert sind unter den Grabdenkmälern geistlicher Personen besonders die der Pröpste des Kollegiatkapitels St. Bartholomäus zu Friesach, da sich die Reihe epigraphisch durch interessante und teilweise auch durch schöne Renaissancegrabdenkmäler nachvollziehen lässt. Die älteste Grablege eines ehemaligen Propstes zu St. Bartholomäus erfolgte 1333, denn in diesem Jahr wurde Propst Gerold (1314–1326)[78], seit 1326 Gurker Bischof, als Stifter des Chores dieser Friesacher Kirche in diesem Chor beigesetzt; eine einfache, heute schmucklose Grabplatte erinnert an den Propst und späteren Bischof. Es folgt ein epigraphisches Interregnum und erst 1537 wird wieder ein Propst genannt, nämlich Dr. Johann Christoph Pickel, der durch ein Grabdenkmal dokumentiert ist. Von Propst Dr. Georg Vischl (1545–1556) hat sich ein Grabdenkmal erhalten, nicht aber von Dr. Georg Agricola (1567–1570), der 1570 Bischof von Lavant[79], 1572 Bischof von Seckau[80] wurde. Erhalten hat sich eine Grabplatte seines Bruders, zugunsten dessen 1565 Georg auf das Kanonikat zu St. Bartholomäus verzichtet hat[81], nämlich Magister Johann Agricola, der Erzdiakon (Archidiakon) von Unterkärnten[82], Propst von Virgilienberg (1570–1578)[83] und von 1567 bis 1578 Dechant des Kollegiatstiftes St. Bartholomäus[84] war. Der später nachfolgende Propst Cyprian Lyresius (1584–1593) stammte aus Eichstätt in Deutschland und war ebenfalls Propst des Kollegiatkapitels zu St. Virgil in Friesach[85]. Das Grabdenkmal des Nachfolgers als Propst zu St. Bartholomäus, Johann Jakob von Basseyo (1593–1594), hat sich leider nicht zur Gänze erhalten: ursprünglich an der Südseite des Priesterchores aufgestellt, ist heute nur mehr der Mittelteil mit der figürlichen Darstellung des Propstes erhalten, die Hauptbeschriftung und die Rahmung des Grabdenkmals ist im 19. Jahrhundert „verloren" gegangen. Von den Pröpsten zu St. Virgil sei noch Dr. Kolomann

© Landesmuseum für Kärnten; download unter www.biologiezentrum.at

Brunmeister[86] besonders hervorgehoben, der sich mit einer figuralen Grabplatte aus rotem Marmor überliefert hat. Auch in der Propsteikirche zu Kraig finden sich zahlreiche Grabdenkmäler von Pröpsten: so die figurale Grabplatte des Propstes Friedrich Neumeister von 1493 und die Wappengrabplatte des Propstes Konrad Gossaeus von 1614; dazu kommen noch zwei Kanoniker, nämlich Johann Stigler von 1510 und Blasius Gschucher von 1514. Für das Kollegiatkapitel Straßburg ist nachweisbar: Matthias Plank[87] als Kanoniker und Senior des Kollegiatkapitels St. Nikolai und Pfarrer zu Straßburg in den Jahren von 1485 bis 1518, weiters Adam Pruckdorfer als Chorherr des Kollegiatstiftes St. Nikolai genannt und ein Ägidius Willoner (Vilours) von 1506, der aus dem Kloster Lutosa (Leuze) in Belgien stammte, Pfarrer in Grades[88] und Chorherr des Kollegiatkapitels St. Nikolai war.

An geistlichen Titeln und Funktionen werden in den vorliegenden Inschriften genannt: abbatissa (Äbtissin), archidiaconus (Erzpriester, archidiaconus inferioris Carinthiae), archiepiscopus (Erzbischof), archipastor, archipraesul (Erzbischof), episcopus (Bischof), canonicus (Kanoniker), cardinalis (Kardinal), Chorherr, christophilosophus, concionator, consecrator, cooperator (Hilfspriester), decanus, ecclesiastes (Prediger), frater, Kommendator, legatus sedis sacrae apostolicae, parochus (Pfarrer), pastor (Seelenhirt), pater, Pfarrherr, plebanus (Pfarrer), praedicator generalis, praepositus (Propst), presbyter (Priester), prior, protonotarius, suffraganeus, vicarius (generalis).

Mit den weltlichen und kirchlichen Zentren in St. Veit, Friesach, Straßburg, Gurk und Althofen wäre auch eine stärkere adelige und eine gehobene bürgerliche Präsenz im Sinne der gesellschaftlichen Mobilität zu erwarten. Der Adel ist verhältnismäßig repräsentativ vertreten in Friesach im Dominikanerkloster, wo im derzeit als Werkstätte verwendeten und daher schwer zugänglichen Kreuzgang zahlreiche Adelsfamilien ihre Grablege gefunden und sich durch Wappengrabplatten und Grabdenkmäler inschriftlich überliefert haben, so die Eberstein, Liemberg, Peuscher zu Leonstein, Silberberg, Staudach und Trixen. In der Dominikus- oder auch Thannhausenkapelle der Dominikanerkirche fand die freiherrliche Familie der Thannhausen ihre Grabkapelle. Nach kopialen Berichten von Leopold Freiherr von Stadl in seinem „Ehrenspiegel des Herzogthums Steiermark“[89] ist der Zustand der Grablege der Thannhausen aus damaliger Sicht genau beschrieben. Über die Verlässlichkeit dieser Abschriften aus dem frühen 18. Jahrhundert ist schon von Leopold Beckh-Widmanstetter kritisch referiert worden[90].

Anmerkungen:

© Landesmuseum für Kärnten; download unter www.biologiezentrum.at

1 Eduard Gaston Freiherr von Pettenegg, Die Herren von Aufenstein. Ein Beitrag zur österreichischen Geschichte im XIV. Jahrhundert. Separatum aus Jahrbuch des heraldisch-genealogischen Vereines „Adler" in Wien II. Wien 1875, S. 90 bzw. 81 ff. – Johann Zeno-Goëss, Die Herrschaft Carlsberg in den letzten 800 Jahren. In: Car. I 149 (1959), S. 253 ff. – August v. Jaksch, Geschichte Kärntens bis 1335. 2. Bd. (= II). Klagenfurt 1929, S. 135 ff. – Claudia Fräss-Ehrfeld, Geschichte Kärntens. I: Das Mittelalter. Klagenfurt 1984, S. 360 ff. u. a.

2 Evelyne Webernig, Landeshauptmannschaft und Vizedomamt in Kärnten bis zum Beginn der Neuzeit. Klagenfurt 1983, S. 48 ff.

3 Goëss, Herrschaft Carlsberg, S. 153 ff. – Vgl. dazu auch Wilhelm Deuer, Schloß und Herrschaft Karlsberg 300 Jahre im Besitz der Familie Goëss (1687–1987). Beiträge zum Erwerb und Bestand der Herrschaft sowie des „Carlspergischen" Hauses in Klagenfurt. In: Car. I 177 (1987), S. 273 ff.

4 Webernig, Landeshauptmannschaft, S. 64. – Fräss-Ehrfeld, Geschichte I, S. 272 u. 437. – Karl Ginhart, Die Kunstdenkmäler des politischen Bezirkes St. Veit. Die Kunstdenkmäler Kärntens 6/1. Klagenfurt 1931, S. 34 ff.

5 KLA, AUR (C 4292) 1494 IX 3. – Webernig, Landeshauptmannschaft, S. 1983, 101 u. 178 ff.

6 KLA, AUR (A 1873) 1520 XI 10. – Monika Stumberger, Die Welzer. Genealogie und Besitzgeschichte einer steirischen Adelsfamilie. (Diss. d. Univ. Graz 48) Graz 1980, S. 112.

7 Thomas Zedrosser, Die Stadt Friesach in Kärnten. Klagenfurt ^{3}1953, S. 95 ff.

8 Ernst Bacher, Hemma von Gurk, Katalog. Ausstellung auf Schloß Straßburg/Kärnten. 14. Mai bis 26. Oktober 1988. Klagenfurt 1988, S. 395 ff. (Nr. 6.7). – Jakob Obersteiner, Die Bischöfe von Gurk (1072–1822). Klagenfurt 1969, S. 44 (= Bischöfe I). – Karl Ginhart, Neuentdeckte Wand- und Deckenmalereien in Kärnten. In: Die Denkmalpflege 4 (1930), S. 40 ff. – Walter Frodl, Die romanische Wandmalerei in Kärnten. Klagenfurt 1942, S. 17 ff. – Otto Demus, Romanische Wandmalerei. München 1968, S. 207. – Das Fresko befindet sich seit 1987 wieder im Bergfried am Petersberg, im dort neu eingerichteten Stadtmuseum Friesach.

9 Walter Koch, Inschriftenpaläographie - Ein schriftkundlicher Beitrag zu ausgewählten Inschriften Kärntens mit besonderer Berücksichtigung von Gurk. In: Car. I 162 (1972), S. 121 u. Abb. 6.

10 Obersteiner, Bischöfe I, S. 54 ff.

11 Jakob Obersteiner, Ein neuer Fund in Gurk. In: Car. I 145 (1955), S. 838. – Bei der Neupflasterung des Kirchenbodens im Jahre 1712 wurden offensichtlich mehrere Grabsteine aus dem Dom entfernt. – Vgl. dazu auch P. Josef Löw, Kleiner Gurker Domführer. Klagenfurt ^{3}1930, S. 158.

12 Vgl. dazu Koch, Inschriftenpaläographie, S. 121, A. 15 u. 129, A. 35. – Das von Obersteiner, Bischöfe I, S. 57, und Obersteiner, Fund in Gurk, S. 838, beschriebene Fragment mit dem Inschriftrest ...[EPIS/COPVS . OBIIT .] ... (Bu. 5,5 cm) gehört ganz sicher nicht zur Grabplatte von [11]79, ist schriftkundlich ganz verschieden und wohl in die zweite Hälfte des 13. Jahrhunderts zu datieren.

13 Für eine Zusammenstellung dieser Bruchstücke sprechen neben dem inschriftpaläographischen Befund auch die Schrifthöhe und das Material: Bu. jeweils 6 cm, weißer Marmor. – Bei den anderen Bruchstücken ist eine jüngere Datierung – etwa zweite Hälfte 13. Jahrhundert – anzugeben, die Buchstabenhöhe beträgt hier 5,5 cm. Man kann daher kaum der Auffassung von Obersteiner, Fund in Gurk, S. 838, voll zustimmen.

14 Richard Milesi, Romanische und ritterliche Grabplastik Kärntens. Klagenfurt 1963, S. 11 ff. u. Abb. 3.

15 Obersteiner, Bischöfe I, S. 63, Anm. 39. – Löw, Domführer, S. 158.

16 Obersteiner, Bischöfe I, S. 65 ff.

17 Obersteiner, Bischöfe I, S. 77 ff. – Milesi, Grabplastik, S. 12 u. Abb. 4. – Gottfried Freiherr v. Ankershofen, Ein Grabstein aus dem Dome zur Gurk. In: Mitteilungen der k.k. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale 5 (1860), S. 327 f. – Franz G. Hann, Die romanische Plastik in Kärnten. In: Car. I 81 (1891), S. 12 f. – Alfred Schnerich, Der Dom zu Gurk und seine nächste Umgebung. Wien ^{2}1925, S. 74, Fig. 24. – Siegfried Hartwagner, Der Dom zu Gurk. Klagenfurt ^{2}1969, Nr. 120. – Karl Ginhart – Bruno Grimschitz, Der Dom zu Gurk. Wien 1930, S. 52. – Fritz Novotny, Romanische Bauplastik in Österreich. Wien 1930, S. 82. – Kurt Bauch, Das mittelalterliche Grabbild. Figürliche Grabmäler des 11. bis 15. Jahrhunderts in Europa. Berlin – New York 1976, S. 310, A. 84.

18 Bacher, Katalog Hemma von Gurk, S. 435 (Nr. 8.3). – Löw, Domführer, S. 56 u. 158.

19 Koch, Inschriftenpaläographie, S. 120.

20 Löw, Domführer, S.

21 Obersteiner, Bischöfe I, S. 79, A. 14.

22 Vgl. Löw, Domführer, S. 158.

23 Jakob Obersteiner, Die Legende von Bischof Otto von Gurk. In: Die Warte. Blätter für Literatur, Kunst und Wissenschaft. [Beilage zu: Die Furche. Kulturpolitische Wochenschrift. 2. Jg. Wien 1947] Nr. 27, 2–3 (12. Juli 1947).

24 Obersteiner, Bischöfe I, S. 70 ff.

25 Ginhart-Grimschitz, Dom zu Gurk, S. 51. – Karl Oettinger, Das älteste Herzogsgrabmal Österreichs. In: Car. I 143 (1953), S. 808. – Novotny, Bauplastik, S. 82 u. Abb. 64.

26 Obersteiner, Bischöfe I, S. 97 ff. - Löw, Domführer, S. 158.

27 Koch, Inschriftenpaläographie, S. 138 f. u. Abb. 17.

28 MC V n. 520 u. 521 (1281 VII 25).

29 Obersteiner, Bischöfe I, S. 118.

30 Obersteiner, Bischöfe I, S. 119, A. 6. – Rudolf Czumpelnik, Die persönlichen Verhältnisse der Bischöfe von Gurk im Mittelalter. Phil. Diss. Wien 1947, S. 259.

31 Obersteiner, Bischöfe I, S. 119.

32 Obersteiner, Bischöfe I, S. 127 ff. – Löw, Domführer, S. 158.

33 Obersteiner, Bischöfe I, S. 252 ff. – Löw, Domführer, S. 158.

34 Obersteiner, Bischöfe I, S. 137 ff. – Czumpelnik, Verhältnisse der Bischöfe, S. 190.

35 Ginhart, Die Kunstdenkmäler des politischen Bezirkes St. Veit, S. 38. – Zedrosser, Friesach, S. 118.

36 Die Kunstdenkmäler Österreichs. Kärnten. Basierend auf Vorarbeiten von Karl Ginhart, neu bearbeitet von Ernst Bacher u. a., Dritte, erweiterte und verbesserte Auflage 2001, bearbeitet von Gabriele Russwurm-Biró. DEHIO-HANDBUCH. Die Kunstdenkmäler Österreichs. Hg. v. Bundesdenkmalamt. Wien 2001, S. 134.

37 Obersteiner, Bischöfe I, S. 143 ff. – Archiv des Gurker Domkapitels (= KA) Klagenfurt: Elenchus, Lade 114, Fasz. A, Nr. 2.

38 Obersteiner, Bischöfe I, S. 155 u. 162.

39 Carolus Meichelbeck, Historia Frisingensis ... res ab anno Christi 724 usque ad anno 1724 Frisingae gestas exhibens (etc.). Vol. II., Pars 1, Lib. 7. Augsburg 1729, S. 163.

40 Obersteiner, Bischöfe I, S. 155.

41 Acta Salzburgo-Aquilejensia. Quellen zur Geschichte der ehemaligen Kirchenprovinzen Salzburg und Aquileja. 1. Die Urkunden über die Beziehungen der Päpstlichen Kurie zur Provinz und Diözese Salzburg (mit Gurk, Chiemsee, Seckau und Lavant) in der Avignonischen Zeit: 1316–1378. Ges. u. bearb. v. Alois Lang. 1. Abt. (1316–1352) Graz 1903, Nr. 455, u. 2. Abt. (1352–1378) Graz 1906, Nr. 525. – Benno Roth, Seckau. Geschichte und Kultur (1164–1964). Wien–München 1964, S. 510.

42 Obersteiner, Bischöfe I, S. 164 u. 173.

43 Anselm Sparber, Die Brixener Fürstbischöfe im Mittelalter. Bozen 1968, S. 144. – Hans Tröster, Johann IV. von Lenzburg, Fürstbischof von Brixen (1364–1374), Kanzler des Herzogs Rudolf IV., Albrecht III. und Leopold III. von Österreich. In: Der Schlern 26 (1952), S. 260 ff.

44 Obersteiner, Bischöfe I, S. 190 ff. u. 193 ff. – Meichelbeck, Historia 186 u. Lib. 8, Cap. 1, S. 209 mit der Wiedergabe der Grabinschrift im Chor der Kirche von Bischofslack (Škofja Loka): Internecio Conradi reponi solet ad annum Christi 1412, dies nun exprimitur: ut adeo episcopus ille non integro biennio imo forte ne integro anno praefuisse dicendus sit.

45 Lang, Acta 1 Nr. 455. – Obersteiner, Bischöfe I, S. 145 ff. u. 151.

46 Obersteiner, Bischöfe I, S. 174 ff. – Beda Schroll, Series episcoporum et s. r. i. principum Gurcensium. AGT 15. Klagenfurt 1885, S. 23. – Lang, Acta 2 Nr. 769.

© Landesmuseum für Kärnten; download unter www.biologiezentrum.at

47 Obersteiner, Bischöfe I, S. 181 u. 188 f. – Schroll, Series, S. 23.
48 Obersteiner, Bischöfe I, S. 195 ff. u. 210.
49 Obersteiner, Bischöfe I, S. 211 ff. – Schroll, Series, S. 25. – Marcus Hansiz, Germania Sacra. Tom. I. Augsburg 1727, S. 473. – Eine bislang noch nicht publizierte Grabplatte aus der Stadtpfarrkirche St. Nikolaus, heute im Lapidarium auf Schloss Straßburg, ist ebenfalls Bischof Schallermann zuzuweisen; sie findet entsprechende Berücksichtigung in „Die Deutschen Inschriften: Die Inschriften des Bundeslandes Kärnten. Teil 2" (Manuskript in Vorbereitung zur Drucklegung).
50 Obersteiner, Bischöfe I., 233 ff. – Schroll, Series, 27.
51 Günther Hermann Neckheim, Hans Valkenauer. Ein Salzburger Grabplastiker der Spätgotik. In: Die Warte. Blätter für Literatur, Kunst und Wissenschaft. (Beilage zu: Die Furche, Kulturpolitische Wochenschrift. 1. Jg. Wien 1946) Nr. 50, 2 (14. Dezember 1946). – Alois Kieslinger, Zur Geschichte der spätgotischen Gesteinsmode. Alte und moderne Kunst 7 (1962), S. 15 ff. – Milesi, Grabplastik, S. 15. – Wolfgang Cerny, Hans Valkenauer und die spätgotische Grabmalplastik in der Diözese Salzburg. Ein Beitrag zur Salzburgischen Sepulkral- und Denkmalplastik in der zweiten Hälfte des 15. und zu Beginn des 16. Jahrhunderts. Phil. Diss. Wien 1982, S. 42 ff.
52 Claudia Fräss-Ehrfeld, Straßburg – Fürstenresidenz und Bischofsstadt. In: Katalog Hemma von Gurk, S. 310. – Obersteiner, Bischöfe I, S. 231 f. u. 247 f.
53 Erika Weinzierl-Fischer, Der Gurker Bistumsstreit (1432–1436) im Lichte neuerer Quellen. In: MÖSTA 3 (1950), S. 306 ff.
54 Obersteiner, Bischöfe I, S. 211 ff. – Schroll, Series, S. 25. – Hansiz, Germania Sacra, S. 473. – Karlmann Tangl, Reihe der Bischöfe von Lavant. Klagenfurt 1841, S. 144.
55 Tangl, Bischöfe von Lavant, S. 144–145.
56 Obersteiner, Bischöfe I, S. 211. – Schroll, Series, S. 25.
57 Tangl, Bischöfe von Lavant, S. 139 ff. u. 146 ff.
58 Milesi, Grabplastik, S. 15 u. Abb. 12. – Günther Hermann Neckheim, Die Grabmalplastik der Spätgotik und Renaissance in Kärnten. Maschingeschr. Manuskript, Klagenfurt 1940, S. 28 ff. – Günther Hermann Neckheim, Grabmalplastik in Kärnten. Phil. Diss. Graz 1941, S. 32 ff.– Cerny, Hans Valkenauer und die spätgotische Grabmalplastik, S. 42 ff.
59 Obersteiner, Bischöfe I, S. 252 ff. – Löw, Domführer, S. 158.
60 Löw, Domführer, S. 158.
61 Obersteiner, Bischöfe I, S. 249 ff. – Meichelbeck, Historia, S. 279 ff.
62 Obersteiner, Bischöfe I, S. 259. – August v. Jaksch, Ein bis jetzt in Kärnten unbekannter Bischof von Gurk (1490). In: Car. I 90 (1900), S. 1 ff. – August v. Jaksch, Nochmals Georg Kolberger, Bischof von Gurk. In: Car. I 91 (1901), S. 29 ff.
63 Obersteiner, Bischöfe I, S. 261 ff. – Franz G. Hann, Ein Gurker Kirchenfürst. In: Car. I 81 (1891), S. 110 ff. – Jakob Obersteiner, Der Gurker Bischof Kardinal Raimund Peraudi im Lichte neuerer Urkunden. In: Österreichisches Archiv für Kirchenrecht 5 (1954), S. 220–236.
64 Obersteiner, Bischöfe I, S. 272 ff.
65 Ebd., S. 289 ff.
66 Schroll, Series, S. 29.
67 Obersteiner, Bischöfe I, S. 297 ff. – Joseph v. Retzer, Nachrichten von dem Leben und den Schriften des ehemaligen Bischofs von Gurk, Hieronymus Balbi. Wien 1790, S. 37.
68 Seine Grabinschrift gibt Retzer, Nachrichten, S. 37, wie folgt wieder: Gurcensis praesul iacet hic, Antonius ille, nunc Hoyos dictus, nunc Salamanca suis 1551.
69 Vgl. dazu Günther Hermann Neckheim, Studien zur Plastik des 16. Jahrhunderts in Kärnten. In: Car. I 155 (1965), S. 422 ff. (Die Wappensteine des Gurker Bischofs Anton Salamanca-Hoyos.)
70 Obersteiner, Bischöfe I, S. 305 ff.
71 Er ist in Passau 1555 gestorben; es ist nicht sicher, ob er in Passau selbst begraben oder nach Straßburg überführt wurde. – Vgl. Schnerich, Dom von Gurk, S. 133. – Obersteiner, Bischöfe I, S. 308, A. 27.
72 Obersteiner, Bischöfe I, S. 310 ff.
73 Schroll, Series, S. 33. – Obersteiner, Bischöfe I, S. 351.
74 Obersteiner, Bischöfe I, S. 332 ff. – Grabdenkmal hat sich keines erhalten.
75 Grabdenkmal hat sich keines erhalten.
76 Obersteiner, Bischöfe I, S. 374 ff.
77 Ebd., S. 381 ff.
78 Renate Jernej, Das Kollegiatkapitel St. Bartholomäus in Friesach. AGT 85. Klagenfurt 2001, S. 138 ff.
79 Tangl, Reihe der Bischöfe von Lavant, S. 228.
80 Roth, Seckau, S. 524.
81 Jernej, Das Kollegiatkapitel St. Bartholomäus, S. 32.
82 Peter G. Tropper, Vom Missionsgebiet zum Landesbistum. Organisation und Administration der katholischen Kirche in Kärnten von Chorbischof Modestus bis zu Bischof Köstner. Klagenfurt 1996, S. 353. – Jernej, Das Kollegiatkapitel St. Bartholomäus, S. 69 (hier von 1570–1578). – Beide titulieren Johann Agricola als Doktor, was er nicht war; er wird als perdoctus, also als sehr gelehrt ausgewiesen, war aber Magister der Künste und Philosophie.
83 Johannes Sacherer, St. Virgil zu Friesach. AGT 82. Klagenfurt 2000, S. 63 ff.
84 Jernej, Das Kollegiatkapitel St. Bartholomäus, S. 145 u. 146.
85 Sacherer, St. Virgil zu Friesach. (AGT 82) Klagenfurt 2000, S. 141.
86 Sacherer, St. Virgil zu Friesach, S. 57.
87 Jakob Obersteiner, Das Testament des Gurker Bischofs Urban Sagstetter. In: Car. I 154 (1964), S. 194.
88 Jakob Obersteiner, Beiträge zur Gurker Bistumsgeschichte aus der Zeit der Reformation und Gegenreformation. In: Car. I 146 (1956), S. 204 u. Anm. 2: Egidius Villonensis de Lutosa, Plebanus in Grades.
89 STLA, Stadl, „Ehrenspiegel" IV, fol. 633.
90 Norbert Ritter v. Raab, Die Thannhausen. In: MGSLK 12 (1872), S. 24. – Friedrich W. Leitner, Gabrielus Bucelinus und die Genealogie der Freiherren bzw. Grafen von Thannhausen. In: Car. I 189 (1999), S. 663 ff.

ZOBODAT - www.zobodat.at

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: Rudolfinum- Jahrbuch des Landesmuseums für Kärnten

Jahr/Year: 2003

Band/Volume: 2002

Autor(en)/Author(s): Leitner Friedrich Wilhelm

Artikel/Article: Bericht der einzelnen Kustodiate. Abteilung für Landesgeschichte, mittelalterliche und neuzeitliche Numismatik. 199-220